



„ALSO RÜHR‘ DAS JETZT NICHT AN, SONST WERDEN NOCH ALLE SCHWUL!“

Ergebnisse der Studie zu Bedarfen und
Angeboten von lesbischen, schwulen, bisexuellen,
trans* und inter* Adressat*innen aus Sicht der
Kinder- und Jugendarbeit

Maike Wagenaar, Barbara Hellige, Rebecca Nagel,
unter Mitarbeit von Mirjam Dierkes





„ALSO RÜHR‘ DAS JETZT NICHT AN, SONST WERDEN NOCH ALLE SCHWUL!“

Ergebnisse der Studie zu Bedarfen und Angeboten von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und inter* Adressat*innen aus Sicht der Kinder- und Jugendarbeit

Maike Wagenaar, Barbara Hellige, Rebecca Nagel,
unter Mitarbeit von Mirjam Dierkes



INHALTSVERZEICHNIS

1	EINLEITUNG	4
2	AUSGANGSLAGE UND ZIELE	5
3	DARSTELLUNG DES VORGEHENS	7
3.1	Gruppeninterviews mit Expert*innen aus Einrichtungen mit speziellen Angeboten in einer städtischen und ländlichen Region	10
3.2	Einzelinterviews mit Expert*innen aus dem Bereich der Jugendarbeit in einer städtischen und einer ländlichen Region	11
4	AUSWERTUNG DER GRUPPENINTERVIEWS MIT EXPERT*INNEN AUS EINRICHTUNGEN MIT SPEZIELLEN LGBTI* ANGEBOTEN	13
4.1	Vorhandene Angebote	14
4.2	Defizite der Angebotslage	15
4.3	Entwicklungspotenziale	16
5	BEFUNDE AUS DEN EINZELINTERVIEWS	18
5.1	Vermutete/festgestellte Bedarfe von LGBTI* Jugendlichen	18
5.1.1	Allgemeine Bedarfe	18
5.1.2	Thematisierung von Sexualität und sexueller Identität	20
5.1.3	Wahrnehmung von Diskriminierung und Unterstützung	25
5.2	Kompetenzen in der Wahrnehmung von LGBTI* Bedarfen bei Jugendlichen	29
5.2.1	Eigener Kontakt zu queeren Jugendlichen	29
5.2.1.1	Beruflicher Kontakt	29
5.2.1.2	Privater Kontakt	34
5.2.1.3	Berichteter Kontakt	34
5.2.2	Umgang mit Queerness im Berufsalltag	35
5.2.3	Strategien der Öffnung	37
5.3	Unterstützungs- und Informationsbedarf der Mitarbeitenden	38
5.3.1	Eigene Kompetenz(un)sicherheiten	38
5.3.2	Weiterbildungsstrategien	40
5.4	Bewusstseinskontexte in Jugendeinrichtungen	41
5.5	Unterschiede Stadt – Land	44
6	EMPFEHLUNGEN	46
6.1	Pädagogische Konzepte	46
6.2	Infrastruktur	49
6.3	Politische Forderungen bzw. Veränderungen im gesellschaftlichen Diskurs	50
	ANHANG	52
	Literaturverzeichnis	56
	Impressum	59

EINLEITUNG

Der vorliegende Bericht bildet den Abschluss des Forschungsprojektes „Bedarfe von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans, inter* Adressat*innen und Angebote von Kinder- und Jugendarbeit – wie passen beide zusammen?“ als Kooperation des Queeren Netzwerks Niedersachsen (QNN) und der Hochschule Hannover. Im Fokus des Forschungsinteresses lagen Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit und das potenzielle Vorhandensein von Angeboten für die Zielgruppe bzw. der Kenntnisstand über die Bedarfe der Zielgruppe der LGBTI* Jugendlichen.

Um hierüber Aussagen treffen zu können, wurde ein mehrphasiges qualitatives Forschungsdesign entwickelt und Interviews sowohl in einer städtisch als auch einer ländlich geprägten Region geführt. Im Bericht werden zunächst die theoretische Ausgangslage sowie die Ziele des Forschungsprojekts umrissen und das konkrete Vorgehen präsentiert. Im Anschluss daran werden Ergebnisse der Interviews vorgestellt und dann die aus diesen abgeleiteten Empfehlungen formuliert.

Im Bericht wird das Akronym LGBTI* verwendet. Es setzt sich zusammen aus den Anfangsbuchstaben der (englischen) Begriffe lesbian, gay, bi, trans und inter.

Die Bezeichnungen haben folgende Bedeutungen, die dem „**Glossar zu Begriffen geschlechtlicher und sexueller Vielfalt**“ (Debus/ Laumann 2019) entnommen sind:

- **LESBIAN, LESBISCH**
Frauen, die sich zu Frauen und Mädchen, die sich zu Mädchen sexuell oder romantisch hingezogen fühlen.
- **GAY, SCHWUL**
Männer, die sich sexuell und/oder romantisch zu anderen Männern hingezogen fühlen, Jungen, die sich sexuell und/oder romantisch zu anderen Jungen hingezogen fühlen.
- **BI**
Eine sexuelle bzw. amouröse Orientierung, die sich auf Personen mindestens zweier Geschlechter bezieht. Manche Bisexuelle interessieren sich für Männer und Frauen, manche für Menschen aller Geschlechter.
- **TRANS**
Menschen, deren Geschlechtsidentität nicht dem Geschlecht entspricht, das ihnen bei der Geburt meist aufgrund der Interpretation ihrer Genitalien zugewiesen wurde.
- **INTER**
Menschen, deren chromosomales/ genetisches und/oder hormonelles und/oder gonadales und/oder genitales Geschlecht nicht eindeutig dem entspricht, was in Gesellschaft und Wissenschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt als körperlich weiblich bzw. männlich gilt, sondern die sowohl körperlich als männlich als auch als weiblich konturierte Merkmale vereinen.
- **CIS GESCHLECHTLICH**
Bei cis geschlechtlichen Menschen entspricht die Geschlechtsidentität dem Geschlecht, das ihnen bei ihrer Geburt auf Grundlage der gesellschaftlichen Einordnung ihrer Genitalien zugewiesen wurde.

Der Asterisk * wird abschließend verwendet und erfüllt den Zweck eines Platzhalters für nicht benannte Identitäten. Das an manchen Stellen genutzte Wort queer wird *„als Sammelbeschreibung für alle verwendet, die nicht in heteronormative Ordnungen passen, zum Teil spezifischer für Menschen, die identitäre Zuweisungen kritisieren und sich aktiv gegen heteronormative Normierungen einsetzen.“* (Debus/ Laumann 2019).

AUSGANGSLAGE UND ZIELE

In Rahmen der Dalia-Studie aus dem Jahr 2016 wurden Menschen in verschiedenen europäischen Ländern zu ihrer sexuellen Orientierung befragt. Zwei Ergebnisse wurden deutlich: Mit einem Wert von 7,4% war Deutschland das Land mit den meisten sich als lesbisch, schwul, bisexuell oder trans* identifizierenden Menschen. Am stärksten vertreten zeigten sich hier Personen aus der Altersgruppe der 14 - 29jährigen mit einem Wert von 11,2% (vgl. Deveau, 2016). Gleichwohl sie quantitativ noch die Minderheit bilden, identifizieren sich jüngere Menschen damit offensichtlich zunehmend weniger eindeutig als heterosexuell und cis geschlechtlich.

Für gleichgeschlechtlich orientierte sowie trans- oder intergeschlechtliche* Jugendliche gibt es Herausforderungen, die über das übliche Maß der Adoleszenz weit hinausgehen.

Auch im 21. Jahrhundert ist die vorherrschende gesellschaftliche Norm die heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit. In der LSBT*Q-Jugendstudie des hessischen Jugendrings werden die Unterschiede gegenübergestellt:

Heterosexuell orientierte Jugendliche erleben sich als der Norm und somit den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend. Zur Entwicklung von Identität verfügen sie in ihrem Umfeld tendenziell über ausreichend potenzielle Rollen Vorbilder, die Grundsätzlichkeit der eigenen Orientierung muss nicht zwangsläufig hinterfragt werden. Bei LGBTI* Jugendlichen stellt sich die Situation erschwert dar:

Die Identität muss hier quasi erarbeitet werden, was bei ‚Betroffenen‘ mit dem Erleben von Diffusion einhergehen und zu einem erhöhten Unterstützungsbedarf führen kann (vgl. Timmermans/ Thomas/ Uhlmann 2017, S. 11).

In einer Studie des Landesjugendrings Niedersachsen und der Georg-August-Universität Göttingen zur Situation von LSBTIQ* Jugendlichen in der Jugendarbeit wurden ‚betroffene‘ Jugendliche nach ihren Erfahrungen befragt.

Sie benannten, dass die Akzeptanz der eigenen, nicht der Mehrheit entsprechenden Identität die hauptsächliche Herausforderung darstelle. Dies zeige sich auch in der Sprache: Um ihr Erleben und Empfinden auszudrücken, fehlten ihnen oftmals die adäquaten Worte. Für das äußere Coming-out spiele das Elternhaus eine besondere Rolle: im positiven Sinne als unterstützendes, bestärkendes Moment, im negativen Sinne durch ablehnende Reaktionen, verstärkt durch Abhängigkeiten (vgl. Biele Mefebue et. al. 2018, S. 4).

Das benannte Mehrheitsgefälle findet seinen Niederschlag auch in den Strukturen der kommunalen Jugendarbeit, die nach wie vor gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche sowie trans*- oder intersexuelle* nur in Ausnahmefällen wahrnehmen.

Im Spannungsfeld der Sinnsuche einer eigenen sexuellen und/oder geschlechtlichen Identität führt dies immer wieder zu Herausforderungen für Jugendliche, nicht zuletzt im Umgang mit alltäglicher Diskriminierung.

Denn: Laut der Studie des Deutschen Jugendinstituts von 2015 befürchteten 74% der Jugendlichen eine Ablehnung durch Freund*innen bzw. 70% eine Ablehnung durch Familienmitglieder bei dem eigenen Coming-out. Hierdurch wird deutlich, wie belastend das äußere Coming-out weiterhin empfunden wird (vgl. Krell/ Oldemeier 2015, S. 13).

Die Einrichtungen der Jugendarbeit und Jugendhilfe sind in Bezug auf diese besonderen Herausforderungen und Bedürfnisse von LGBTI* Jugendlichen zumeist nicht vorbereitet.

Im Jahr 2011 wurden in einer Münchener Studie Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe zur Angebotslage und Situation von LGBTI* Jugendlichen befragt. Die Einschätzungen der Teilnehmenden zeichnen dabei ein deutlich alarmierendes Bild: In Einrichtungen, in denen sich Jugendliche aufhalten, herrsche tendenziell eine homophobe Atmosphäre, in der Diskriminierungen wahrscheinlich seien. Die Mehrheit der Fachkräfte gab an, keine sichere Kenntnis über den intervenierenden Umgang mit solchen Situationen zu haben. Herausforderungen durch sexuelle Orientierung würden in der Arbeit mit Jugendlichen mehrheitlich nicht als ursächlich für Probleme der Adressat*innen mitgedacht. Kinder und Jugendliche verfügten über wenig tatsächliches Wissen, jedoch eine negative Einstellung gegenüber Homosexualität. Darüber hinaus zeigten sie wenig Interesse an vielfältigen Lebensweisen. Die Fachkräfte selbst positionierten sich in ihrer Haltung gegenüber LGBTI* Personen zwar tendenziell positiv und offen, konkretes Fachwissen sei jedoch nur unzureichend vorhanden. Hier seien



mehrheitlich Fortbildungen erwünscht. Als hilfreich wurden private Kontakte zu Personen aus dem LGBTI* Spektrum genannt. Spezifische Angebote für lesbische, schwule oder trans Jugendliche gebe es in der Kinder- und Jugendhilfe nahezu nicht und dementsprechend auch kaum Öffentlichkeitsarbeit (vgl. Unterforsthuber 2011, S. 9).

Eine spezielle Sensibilisierung für diese Zielgruppe erfolgt in Studiengängen wie der Sozialen Arbeit nur unzureichend oder gar nicht. Es fehlen genauere Erkenntnisse dazu, welche Auswirkungen dies dann in der späteren Arbeit in den Einrichtungen hat.

Mit der vorliegenden Studie möchten die Autor*innen der Hochschule Hannover einen Beitrag zur Beantwortung der Frage leisten, ob und in welcher Weise Fragen der sexuellen Orientierung bzw. der geschlechtlichen Identität in Angeboten der Jugendarbeit in Niedersachsen berücksichtigt werden.

ZUR ANNÄHERUNG WURDEN DAZU ZUNÄCHST FOLGENDE LEITENDE FRAGEN FORMULIERT:

- Ist in den Einrichtungen bekannt, ob gleichgeschlechtlich orientierte bzw. trans- oder intergeschlechtliche* Jugendliche die Einrichtungen besuchen?
- Inwiefern sind die Mitarbeitenden auf spezielle Bedarfe von LGBTI* Jugendlichen vorbereitet und geschult? Welche speziellen Angebote werden nach eigener Einschätzung benötigt, welche tatsächlich vorgehalten?
- Sind Maßnahmen geplant oder wurden bereits getroffen, um ein für LGBTI* Jugendliche aufgeschlossenes Klima in der Einrichtung zu schaffen?
- Wie wird mit schwulen-, trans- oder allgemein sexuell diskriminierenden Äußerungen von Jugendlichen in der Einrichtung umgegangen?

Insgesamt war keine Vollerhebung geplant. Mit dem Forschungsvorhaben sollen zunächst überhaupt Informationen zur Wahrnehmung von LGBTI* Jugendlichen in Einrichtungen der Jugendarbeit, deren wahrgenommenen Bedürfnissen und zum Unterstützungs- bzw. Qualifizierungsbedarf von Fachkräften generiert werden.

Im Folgenden wird das konkrete Vorgehen beschrieben.

3

DARSTELLUNG DES VORGEHENS

Zu Beginn der Projektphase stand die Recherchephase. Zu dieser gehörte Literaturrecherche, Einarbeitung ins Themenfeld und Erlangung von Kenntnis über die Einrichtungslandschaft. Diese Phase entspricht der von Witzel postulierten „kritischen Verarbeitung einschlägiger Theorien und empirischer Untersuchungen zum Themenbereich sowie Erkundungen im Untersuchungsfeld“ (Witzel 1985, S. 230).

In Absprache zwischen den Kooperationspartner*innen wurden die Regionen ausgewählt und auch hier eine entsprechende Einarbeitung in die jeweiligen örtlichen Gegebenheiten (Infrastruktur, vorhandene Einrichtungen der Jugendarbeit) vorgenommen. Außerdem wurden aufgrund des bisherigen Kenntnisstandes erste Vorannahmen über mögliche Inhalte der Gruppeninterviews formuliert.

ZEITPLAN

2018

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Recherchephase	x	x										
Auswahl der Regionen		x										
Vorbereitung und Durchführung der Gruppeninterviews			x	x								
Vorbereitung und Durchführung der Leitfadeninterviews										x	x	x
Transkriptionen								x	x			
Auswertungen												
Berichtslegung, Veröffentlichung												

2019

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Recherchephase												
Auswahl der Regionen												
Vorbereitung und Durchführung der Gruppeninterviews												
Vorbereitung und Durchführung der Leitfadeninterviews	x	x	x									
Transkriptionen	x	x	x	x	x	x						
Auswertungen					x	x	x					
Berichtslegung, Veröffentlichung							x	x				

3.1

GRUPPENINTERVIEWS MIT EXPERT*INNEN AUS EINRICHTUNGEN MIT SPEZIELLEN LGBTI* ANGEBOTEN IN EINER STÄDTISCHEN UND EINER LÄNDLICHEN REGION

Im März und April 2018 wurden zwei leitfadengestützte Gruppeninterviews mit jeweils drei Fachkräften aus Einrichtungen geführt, die eine konkrete LGBTI* Ausrichtung haben und Angebote für entsprechende (jugendliche) Personen vorhalten. Die Interviews fanden in jeweils einer ländlichen und einer städtischen Region des Landes Niedersachsen statt. Die personelle Zusammenstellung der beiden Gruppen erfolgte nach einer Recherche vorhandener Einrichtungen und einer dann erfolgten Anfrage, ob die Bereitschaft zur Teilnahme an einem Gruppeninterview bestehen würde. Die sich bereiterklärenden Fachkräfte wurden dann zu einem gemeinsamen Termin eingeladen, die Interviews aufgezeichnet und anschließend transkribiert.

Mit dem Vorgehen wurde ein explorativer Ansatz verfolgt: Die Fachkenntnisse und persönlichen Einschätzungen der Expert*innen zu den wahrgenommenen Bedarfen von LGBTI* Jugendlichen, dem Vorhandensein von entsprechenden Angeboten und möglichen Defiziten wurden nachgefragt sowie Raum gelassen für das Formulieren von Ideen für die Befragungen der Praktiker*innen aus der Jugendarbeit.

Im Anschluss an die beiden Gruppeninterviews wurden die Ergebnisse ausgewertet. Die Hauptaussagen der Teilnehmenden beider Diskussionen wurden miteinander in Verbindung gesetzt und aus den Erkenntnissen der Leitfaden für die folgenden Interviews mit den Expert*innen der Jugendarbeit entwickelt. Mit diesem Schritt wurde weiter Witzels Forderung an das Vorgehen in qualitativer Forschung Rechnung getragen, „die Erfahrung von Experten“ (Witzel 1985, S. 230) miteinzubeziehen und durch die Entwicklung des Leitfadens „das Hintergrundwissen des Forschers thematisch [zu] organisieren, um zu einer kontrollierten und vergleichbaren Herangehensweise an den Forschungsgegenstand zu kommen“ (Witzel 1985, S. 236). Im Leitfaden spiegelte sich das bis zu diesem Zeitpunkt zusammengetragene Wissen und Interesse der Forschenden wider. Kernpunkte einzelner Themenfelder wurden in Frageformen zusammengefasst und der Leitfaden in eine inhaltlich aufeinander aufbauende Reihenfolge gebracht. Auf dieser inhaltlichen Grundlage wurde die zweite Interviewphase begonnen.

3.2

EINZELINTERVIEWS MIT EXPERT*INNEN AUS DEM BEREICH DER JUGENDARBEIT IN EINER STÄDTISCHEN UND EINER LÄNDLICHEN REGION

Der erste Kontakt ins Feld erfolgte über das Niedersächsische Landesamt für Soziales, Jugend und Familie, Landesjugendamt FB I. Von dort wurden Ansprechpersonen in den jeweiligen Regionen beim Kreisjugendamt benannt.

LÄNDLICHE REGION

Die in der ländlichen Region zuständige Person lud die Forschungsgruppe zu einer Sitzung von in Jugendzentren Tätigen im Januar 2019 ein. Hier wurde das Forschungsvorhaben vorgestellt, und es wurden erste Interviewtermine vereinbart. Daneben wurde eine ortskundige Ansprechperson befragt, welche Einrichtungen nach eigener Überzeugung für eine solche Befragung infrage kämen. Daraus wurde eine Adressenliste erstellt, die sich teilweise mit den Ansprechpersonen aus der Sitzung der Jugendzentren deckte, teilweise weiterführende Kontakte beinhaltete.

Insgesamt wurden in der ersten Phase sieben Institutionen kontaktiert, woraus sich sechs Interviewtermine ergaben. Die Interviewpartner*innen der ersten Interviewphase im Februar 2019 benannten weitere i. E. relevante Interviewpartner*innen aus der ländlichen Region, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten und aufgrund ihrer beruflichen Schwerpunkte in Frage kamen.

Ende Februar 2019 wurden somit weitere neun Einrichtungen, zunächst schriftlich per

Mail und falls keine Rückmeldung kam, nach einer Woche telefonisch kontaktiert. Darunter befanden sich neben einer Grundschule, einer Realschule, einem Internat, einer Einrichtung der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe und auch eine Jugendarrestanstalt.

Durch die telefonischen Kontakte mit zwei dieser Einrichtungen wurde deutlich, dass es Überschneidungen zu Interviewpartner*innen der ersten Phase gab. Von vier Einrichtungen kam trotz telefonischer Kontaktaufnahme und Zusicherung der Weiterleitung an die relevanten Gesprächspartner*innen keine Rückmeldung.

Ein*e Mitarbeiter*in einer Einrichtung der Wohlfahrtspflege vermittelte ein Gespräch mit einer*einem Mitarbeiter*in eines Jugendtreffs und Kindergartens. Des Weiteren wurden Gesprächstermine mit je eine*r Schulsozialarbeiter*in einer Hauptschule und einer Realschule vereinbart. Die Interviews wurden Mitte März 2019 durchgeführt. Insgesamt wurden in der ländlichen Region acht Interviews geführt mit einer Gesamtzahl von 14 Personen.

STÄDTISCHE REGION

Mit der für die städtische Region vermittelten Ansprechperson fand am 21.11.2018 ein erstes Leitfadeninterview statt, das darüber hinaus zum Ziel hatte, weitere potenzielle Interviewpartner*innen über deren Empfehlung zu gewinnen. Daneben wurde eine ortskundige Ansprechperson befragt, welche Einrichtungen nach eigener Überzeugung infrage kämen für eine solche Befragung. Zur Vorbereitung des Gesprächs wurde hieraus eine Liste bereits recherchierter Adressen vor Ort erstellt, die gemeinsam mit der*dem ersten Interviewpartner*in durchgegangen wurde.

Resultat war eine Konkretisierung potenzieller Ansprechpartner*innen aus der vorbereiteten Liste interessierender Einrichtungen und eine Ergänzung um weitere Kontakte. Zudem erfolgte seitens der Kontaktperson das Angebot, sich als „Türöffner*in“ zur Verfügung zu stellen. Dieses gestaltete sich derart, dass von der ersten Ansprechpartner*in E-Mails an potenzielle weitere Gesprächspartner*innen verschickt wurden, in denen über das Forschungsprojekt mit Hilfe von zur Verfügung gestellten Unterlagen kurz informiert, auf unsere Anfrage vorbereitet und für die Teilnahme geworben wurde.

Direkt im Anschluss an das erste Gespräch mit der vom Landesjugendamt vermittelten Kontaktperson fand ein weiteres Interview mit einer Person im selben Haus statt, auf die diese bereits im Vorgespräch am Telefon verwiesen hatte. Die E-Mail-Liste der ersten Interviewpartner*in und Kontaktperson umfasste elf Personen, von denen aus inhaltlichen Gründen acht für das Sample ausgesucht wurden. Ergänzt wurde die Liste durch die Anfrage an zunächst zwei weitere Einrichtungen aus dem Bereich Sport und Beratung. Insgesamt wurden also zusätzlich zu den beiden ersten Interviews am 21.11.2018 zehn Personen in einer ersten Runde

per E-Mail angefragt. In einem Fall kam auf eine erste Anfrage (am 10.12.2018) und auf eine Nachfrage (am 17.12.2018) keine Antwort, eine weitere Anfrage bei einer anderen Einrichtung blieb ebenfalls unbeantwortet.

In einem weiteren Fall kam es, obwohl die Teilnahme zunächst zugesagt wurde, schließlich zu keiner Terminfindung, der Kontakt verebbte trotz mehrmaliger Nachfrage. In einem anderen Fall kam es zur direkten Absage einer Teilnahme seitens der Einrichtung. Bei einer weiteren Anfrage konnte schließlich der*die gewünschte Ansprechpartner*in nicht gewonnen werden, stattdessen aber, durch erneute Akquise, ein Interview in einer vergleichbaren Einrichtung realisiert werden. In zwei Fällen stand die gewünschte Ansprechperson in der Organisation nicht zur Verfügung, wurde aber durch einen Vorschlag aus der Einrichtung selbst in geeigneter Weise ersetzt.

Insgesamt konnten so im Zeitraum zwischen November 2018 und März 2019 neun Interviews in Einrichtungen unterschiedlichen Typs geführt werden. In der Regel stand dafür ein*e Interviewpartner*in zur Verfügung, in zwei Fällen war seitens der Einrichtung eine zweite Person dabei, die zusätzlich geringere Anteile zum Gespräch beisteuerte. In einem Falle waren zusätzlich zur als Interviewpartner*in gewonnenen Person noch drei weitere Personen beim Gespräch anwesend.

Sämtliche Personen gaben ihr schriftliches Einverständnis zur Aufzeichnung, Transkription und wissenschaftlichen Nutzung der jeweiligen Leitfadeninterviews. So wurden die Dateien im Anschluss verschriftlicht, anonymisiert und zur weiteren Bearbeitung in die Datenanalyse-Software MAXQDA eingepflegt.

Nach Durchführung aller Interviews traf sich das Forschungsteam und nahm gemeinsam die Kategorienbildung vor. Hierfür wurde weiterhin ein qualitatives Vorgehen verfolgt: Zunächst wurde das vorhandene Interviewmaterial von allen gelesen und mit dem Forschungsinteresse und den Forschungsfragen in Zusammenhang stehende Aspekte und Äußerungen markiert (vgl. Schmidt 2009, S. 448). Auf dieser Grundlage wurden 31 Oberkategorien mit insgesamt 67 Unterkategorien ermittelt, die einen Codebaum bildeten.

Die Gesamtzahl von 17 Einzelinterviews wurde dann hälftig auf zwei Zweierteams aufgeteilt. Entsprechend der dritten Variante zur Interviewcodierung nach Kuckartz et. al. (2008, S. 40) nahm jedes Teammitglied zunächst für sich die Codierung der entsprechenden Interviews vor, traf und besprach sich dann mit dem jeweiligen Gegenpart. In dem folgenden gemeinsamen Aushandlungsprozess legte jedes Team so die abschließende Codierung eines jeden Interviews fest.

Nachdem sämtliche Interviews so codiert wurden, traf sich das Forschungsteam wieder in seiner Gesamtheit. Die Mitglieder der Zweierteams stellten sich gegenseitig die Hauptaussagen sowie Besonderheiten der von ihnen codierten Interviews vor und eine Struktur für den Abschlussbericht wurde entwickelt.

4

AUSWERTUNG DER GRUPPENINTERVIEWS MIT EXPERT*INNEN AUS EINRICHTUNGEN MIT SPEZIELLEN LGBTI* ANGEBOTEN

Im Folgenden werden die Ergebnisse der zwei geführten Gruppeninterviews mit jeweils drei Fachkräften aus Einrichtungen einer städtischen und ländlichen Region Niedersachsens zusammengefasst, die eine konkrete LGBTI* Ausrichtung haben und Angebote für entsprechende (jugendliche) Personen vorhalten. Das explorative Vorgehen diente dazu, aufgrund der Fachexpertise und der persönlichen Einschätzungen Bedarfe von LGBTI* Jugendlichen, das Vorhandensein von entsprechenden Angeboten und möglichen Defiziten zu erkunden und diese Expertise auch für die Entwicklung von Leitfragen für die nachfolgenden Interviews zu nutzen.

Zunächst wurde nach generellen Bedarfen von queeren Jugendlichen gefragt. Die Expert*innen aus dem städtischen Raum sahen vor allem Bedarfe an lokalen niedrigschwelligen und programmlosen Angeboten, wie z.B. einem gemeinsamen Grillen, aber auch an spezifisch adressierten Angeboten wie queeren Jugendzentren.

Im ländlichen Raum wurde der Bedarf vornehmlich in der Unterstützung beim Coming-out-Prozess gesehen, der durch positive Bestärkung durch Vorbilder und den Rückhalt in einer Jugendgruppe geschehen sollte. Anschließend gaben die Expert*innen Auskunft zu ihrer Einschätzung nach der Angebotslage im jeweiligen Sozialraum, nach Defiziten und Bedarfen, die im Folgenden dargestellt werden.

4.1

VORHANDENE ANGEBOTE

IN NIEDERSACHSEN EXISTIEREN LAUT AUSSAGE DER INTERVIEWTEN ANGEBOTE, DIE LANDESWEIT (UND DARÜBER HINAUS) WAHRGENOMMEN WERDEN KÖNNEN, WIE BEISPIELSWEISE: (AUSWAHL)

- Schlau e.V. ist ein Bildungs- und Aufklärungsprojekt zu geschlechtlicher Identität und sexueller Orientierung. Das Projekt hat schwerpunktmäßig Kinder und Jugendliche als Zielgruppe. Die Mitarbeiter*innen besuchen regelmäßig Schulen.
- Die Akademie Waldschlösschen ist eine Bildungseinrichtung. Sie hat die Zielgruppe der 16 - 27jährigen Jugendlichen im Blick. Sie bieten u.a. Multiplikator*innen-Schulungen an. Das Projekt „Demokratie leben/Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt erleben“ fokussiert die Arbeits- und Ausbildungswelt.
- In Emden gibt seit 2014 eine Beratungsstelle für intersexuelle Menschen und ihre Angehörigen. Sie ist vom Land Niedersachsen projektfinanziert mit 15 Std./Woche und angegliedert ans Gesundheitsamt. Sprechstunden finden donnerstags von 14 – 16h statt. Außerdem werden Fortbildungen zum Thema Intersexualität bspw. für Hebammen angeboten. Es werden Advocacy-Funktionen übernommen, bspw. bei Arztbesuchen.
- Das Queere Netzwerk Niedersachsen ermöglicht eine gute Vernetzung der Angebote.



IM LÄNDLICHEN RAUM NIEDERSACHSENS EXISTIERT ZWAR EINE VIelfALT VON ANGEBOTEN, DIESE WERDEN JEDOCH ALS NICHT AUSREICHEND WAHRGENOMMEN: (AUSWAHL)

- Es existieren z. Zt. 18 queere Jugendgruppen in Niedersachsen.
- Es werden an einzelnen Orten Cafés als Begegnungsort für alle Altersgruppen und sexuellen und geschlechtlichen Identitäten angeboten.
- Es gibt Selbsthilfegruppen für trans* Menschen.
- Es finden queere Eltern-Kind-Kuren als Angebot für ca. 50 Familien statt.
- Es wird insgesamt eine große Offenheit für das Thema seitens der Behörden und die Bereitschaft zur Zusammenarbeit attestiert.

4.2

DEFIZITE IN DER ANGEBOTSLAGE

DIE EXPERT*INNEN AUS DEM STÄDTISCHEN RAUM SAHEN IN FOLGENDEN BEREICHEN DEFIZITE:

- Es bestehen deutliche Wissenslücken bei der Allgemeinbevölkerung und in Bildungseinrichtungen. In Unterrichtsmaterialien und den öffentlichen Medien dominiert Heteronormativität.
- Es besteht ein ausgeprägtes Desinteresse der Mehrheitsgesellschaft an LGBTI* Themen.
- Es wird eine generelle mangelnde Offenheit regulärer Angebote in der Jugendarbeit für queere Jugendliche attestiert. Dies führt zu einer Tabuisierung von LGBTI* Themen und damit zu einer Exklusion von LGBTI* Jugendlichen.
- Viele Angebote sind nicht nachhaltig, vor allem bei Multiplikator*innen-Schulungen, die einmalig durchgeführt werden. Wird das erworbene Wissen nicht angewandt, um eigene Angebote zu erweitern oder zu modifizieren, gerät es in Vergessenheit.
- Es wird eine Fehlleitung von finanziellen Mitteln attestiert. Hochengagierte ehrenamtlich Tätige erhalten zu wenig Unterstützung. Gleichzeitig fließen erhebliche Mittel in wenig nachhaltige „on-top-Angebote“ zur Qualifizierung von Professionellen in der Jugendarbeit und in den Bildungseinrichtungen.

- Das Thema ist bisher nur sehr mangelhaft bis gar nicht in Curricula und Ausbildung von zukünftigen Mitarbeiter*innen in Jugendeinrichtungen, Kindergärten, Horten, Schulen verankert.
- Es findet nur eine zaghafte Öffnung spezifischer LGBTI* Angebote für nicht queere Begleitpersonen statt. Dies reduziert ggf. die Jugendlichen auf ihre „queere“ Identität.



DIE EXPERT*INNEN AUS DEM LÄNDLICHEN RAUM SAHEN VORDRINGLICH:

- Wissenslücken selbst in einschlägigen Beratungsstellen, bspw. bei pro familia, den Gesundheitsämtern und bei psychiatrischen Kriseninterventionseinrichtungen.
- Eine Verlagerung der Zuständigkeit für das Thema in den Bereich der Ehrenamtlichkeit.
- Zudem trifft die demographisch bedingte Reduktion von Angeboten im ländlichen Raum für Jugendliche sowie die mangelnde Infrastruktur, insbesondere völlig unzureichender öffentlicher Nahverkehr, LGBTI* Jugendliche mit besonderer Härte, weil die Angebote dezentral und somit schwer bis nicht erreichbar sind.

ENTWICKLUNGSPOTENZIALE

Die Expert*innen formulierten eine Vielzahl von konkreten Vorschlägen, um die Angebote für Jugendliche des queeren Spektrums weiter zu entwickeln.



DIE EXPERT*INNEN AUS DEM STÄDTISCHEN RAUM SAHEN POTENZIALE ZUR NORMALISIERUNG QUEERER LEBENSWELTEN IN FOLGENDEN BEREICHEN:

- „Normalisierungsstrategien“ könnten dazu beitragen, Heteronormativität zumindest zu irritieren und queeres Leben in die Lebenswelt im städtischen und ländlichen Raum zu verankern. Medien- und Kulturarbeit müsste die queeren Lebenswelten regelmäßig mitberücksichtigen.
- Exklusive Räume für queere Jugendliche sollten ausgeweitet werden, um „Urlaub von der Gesellschaft“ (1E, S. 8) machen zu können. Dies gilt insbesondere für LGBTI* Jugendliche zwecks Nachsozialisierung (Empowerment). Die queere Community kann für Jugendliche als „Familie“ im Sinne einer „Nachsozialisierungsinstanz“ (1E, S. 10) dienen. Des Weiteren sollten auch niedrigschwellige soziale Kontaktangebote wie gemeinsames Grillen angeboten werden.
- Partizipative Ansätze sollten bei der Entwicklung von LGBTI* Angeboten für Jugendliche (z.B. queeres Zentrum) selbstverständlich Ausgangspunkt der Entwicklung sein.
- Es müsste eine stärkere Integration außerschulischer Bildungsangebote in das Angebot der Ganztagschulen stattfinden.
- Es muss eine Enttabuisierung von LGBTI* Themen durch bspw. Hinterfragung der eigenen Normalitätskonstruktionen, der Sprache, der heteronormativen Angebotsstruktur stattfinden.
- Die Arbeit an der eigenen Haltung erfordert eine an demokratischen Prinzipien ausgerichtete Gesellschaft und entsprechende Sozialisationsprinzipien wie Empathie, Kritikfähigkeit, Reflexionsfähigkeit, ...
- Eine Enttabuisierung von sprachlichen Benennungen und Symbolen kann zur Veränderung in den Normalitätskonstruktionen maßgeblich beitragen.
- Behörden etc. sollten konsequenter geschlechtsneutrale Formulare einführen, dies kann zur „Entgenderung“ beitragen.
- Die Einrichtung von All-Gender-Toiletten kann ebenfalls das binäre Denken irritieren.
- Sportvereine, die im Bereich LGBTI* Konzepte entwickeln, sollten eine besondere finanzielle Unterstützung erhalten.

DIE EXPERT*INNEN AUS DEM LÄNDLICHEN RAUM SAHEN FOLGENDE ENTWICKLUNGSBEDARFE:

- Der Zuständigkeitsbereich von Gleichstellungsbeauftragten sollte queere Lebenswelten einbeziehen.
- Es sollten Schulungen im Umgang mit Konfliktsituation vor dem Hintergrund von Diskriminierung oder Zurückweisung von queeren Kindern/Jugendlichen bspw. in Schulen stattfinden.
- In der Jugendarbeit tätige queere Professionelle sollten beim Outing ermutigt und unterstützt werden, damit sie als Vorbilder wirksam werden können.
- Da die soziale Kontrolle im ländlichen Raum stärker ist, empfiehlt sich die Integration von exklusiven Angeboten in allgemeine Einrichtungen. Ein „Regenbogenmobil“ als Angebot im ländlichen Raum kann als Verbesonderung verstanden werden, als eine Zuweisung an ‚Spezialeinrichtungen‘, z.B. in Bezug auf intersexuelle* Personen. Dies birgt die Gefahr einer Förderung von Stigmatisierung und kann die Selbstwahrnehmung negativ beeinflussen.
- Queeres Leben sollte sichtbarer gemacht werden durch Veranstaltungen wie den CSD und die Integration in öffentliches Leben (bspw. bei Stadtfesten).
- Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt muss in Bildungsplänen und Curricula verankert werden.
- Offizielle Anlaufstellen im Bereich LGBTI* wären dennoch wünschenswert. Wichtig für die Einrichtung solcher Angebote wäre es, bei der Einstellung von Mitarbeiter*innen eine kompetenzorientierte Auswahl vorzunehmen und sich nicht nur an formellen Abschlüssen zu orientieren. Ausschlaggebend für eine erfolgreiche Arbeit mit queeren Jugendlichen sind eine einschlägige Erfahrung sowie die Beziehungs- und Empathiefähigkeit.
- Eine Peer-to-Peer-Beratung/Begleitung sollte in Konzepte der Jugendarbeit einfließen.

BEFUNDE AUS DEN EINZELINTERVIEWS

Nach Abschluss der Expert*inneninterviews (Kap. 4) wurde unter Zuhilfenahme der Erkenntnisse aus diesen Befragungen ein Leitfaden für die Befragung der Jugendeinrichtungen erstellt. Im Weiteren finden sich die Ergebnisse dieser Befragungen, bei denen sich einige Schwerpunktbereiche herauskristallisierten.

VERMUTETE/ FESTGESTELLTE BEDARFE VON LGBTI* JUGENDLICHEN

Zu Beginn der Interviews wurden die Gesprächspartner*innen zunächst um Auskunft gebeten, welche allgemeinen Bedarfe sie bei Jugendlichen attestieren, die in den jeweiligen Einrichtungen Thema werden. Anschließend ging es um die spezifischen Bedarfe von Jugendlichen bezogen auf ihre geschlechtliche und sexuelle Orientierung und speziell LGBTI* Jugendliche.

ALLGEMEINE BEDARFE

Viele der Befragten geben zu Beginn der Interviews an, dass die genannten Themen und speziell LGBTI* eigentlich keine spezifischen Themen in ihren Einrichtungen seien.

Dies wird zum einen damit begründet, dass man insgesamt sehr offen für alle Themen von Jugendlichen sei, zum anderen damit, dass Jugendliche mit anderen Problemen kämen wie Ritzen, Mobbing durch andere Jugendliche, Alkoholkonsum, die zum Teil durch Probleme im Elternhaus (z.B. Suchtproblematik bei den Eltern) begründet seien.

Dreier dazu: „Ja, da kommt es natürlich im Grunde genommen [...], da beschreiben wir die offene Arbeit. Wir machen ja nur die offene Arbeit. Alles andere machen wir ja nicht. Und die offene Arbeit ist ausschließlich gekennzeichnet dadurch, dass jeder einen Zutritt haben muss. Deswegen ist für uns eigentlich auch Inklusion noch kein Thema, sondern wir sagen, derjenige, der kommt, ist der Richtige. So das ist die grundsätzliche Idee – völlig voraussetzungsfrei. Und natürlich machen wir dann mit den Besuchern, die wir haben, wenn Themen aufleuchten oder wenn wir Themen mal mit den Menschen, mit den Jugendlichen gemeinsam identifizieren – machen wir auch zu bestimmten Themen“ (32). „Also wir gucken da einfach, die Idee der offenen Tür ist wirklich: „Egal, wer ich bin, ich kann da hingehen“. Man muss nur in diese Altersklasse gehören. Das ist irgendwie auch alles [...] Es findet so erst mal nicht statt, sondern wir arbeiten anerkennend in jedem Bereich“ (**Dreier, 34**).

Jugendarbeit habe sich in den letzten Jahren insgesamt verändert. Die klassische Jugendarbeit sei vorbei, man bewege sich immer mehr von der Freizeitgestaltung in Richtung Sozialarbeit. Ein zentrales Problem sei die Schulverweigerung.

„Wird immer höher und auch – greift – erhöht sich oder das vermehrte Aufkommen von Schulvermeidung greift jetzt auch auf die Grundschule über...also ursächlich nicht das Klassische, ich habe keinen Bock auf Schule, sondern tatsächlich auch, ja, psychische Probleme im Elternhaus, Sachen

die – Suchtgeschichten, die tatsächlich sich so widerspiegeln als Hilfeschrei, indem ein Kind nicht zur Schule gehen möchte und ein schulvermeidendes Verhalten an den Tag legt. Und das in einer Form, wo sich deutlich eine steigende Tendenz erkennen lässt“ (**Garrelts/Groß, 48 - 50**).

Caras sieht ebenfalls vorrangig psychosoziale Problemlagen bei den Jugendlichen, die keinen Bezug zur geschlechtlichen oder sexuellen Orientierung haben.

„Also, da haben wir mit ganz anderen, eher so mit Ritzen zu tun oder manche greifen schon zum Alkohol. Also ganz andere Themen. Ist mir so noch nie vorgekommen.“ (**Caras, 94**). „Die Kinder, die [auf Freizeiten, Anm. d. Verf.] mitfahren, bringen alle ihre persönlichen Kindheitserfahrungen mit und die werden dann da ... alle unterschiedlich verarbeitet. Sei es, dass sie klauen, dass sie Medikamente wegnehmen, dass sie Geld wegnehmen, dass sie untereinander sich schlagen und ihre Rangordnung erst mal herstellen müssen [...] Und dann tatsächlich das „Ritzen“. Das fällt mir, also das wäre für mich persönlich [...] Das ist neu“ (**Caras, 105**).

Als weiterer Grund, warum das Thema geschlechtliche und sexuelle Identität nicht auftaucht, wird mehrere Male der Faktor Zeit angesprochen „Auf den Freizeiten jetzt? Auf den Freizeiten kommt es eher weniger.... Also, wo mal eine Andeutung vielleicht so ist: „Ja, wäre das jetzt schlimm, wenn man Mädchen liebt? ...“Aber das dauert halt, ich glaube, das dauert einfach lange, bis solche Themen auf den Tisch kommen und bei zwei Wochen Freizeit ist es auf jeden Fall schwierig“ (**Caras, 12**).

Die Ansiedlung der Jugendangebote überwiegend im städtischen Raum wird als ein Problem gesehen, dass es für Jugendliche aus ländlichen Regionen insgesamt schwieriger macht, überhaupt auf Angebote zugreifen zu können.

„Also wo wir einfach eigentlich Jugendliche von außerhalb des Sozialraums auch einbeziehen. Die gehen dahin, weil Hip-Hop-Veranstaltungen sind oder weil irgendwie sich da Kumpels treffen. Die meisten Schulen sind ja auch eher im zentralen Bereich. Alles an weiterführenden Schulen befindet sich viel mehr in der Innenstadt als außerhalb. Und da gehe ich [gemeint sind Jugendliche, Anm. d. Verf.] nachmittags irgendwie hin zum Hausaufgabenmachen oder einen Kumpel zu treffen oder zu spielen oder abzuhängen oder so. Also an diesen Orten glaube ich, wären viel größere Affinitäten zu diesem Thema, weil ich glaub nicht, dass, wenn jemand in [Stadtteil 1-B] wohnt, dann ist er wahrscheinlich eher alleine da“ (**Dreier, 62**).

„Ja, aus [Stadt 11] ist auch schon jemand da gewesen. Ja, manch- ja, doch, schon regelmäßig, man muss aber auch sagen, manchmal bricht das dann auch ab, also ich würde sagen schneller als bei Leuten, die ums Eck wohnen. So. Also eine Fahrzeit von anderthalb Stunden ist schon ein Unterschied für einen Jugendlichen und natürlich die Kosten auch, als wenn man zehn Minuten zu Fuß geht. Und die Leute, die näher dran wohnen, kommen auch regelmäßiger würde ich sagen als die Leute, die weiter weg wohnen. Also es bricht leichter bei den Leuten von außerhalb ab als von denen, die hier in [Stadt 1] wohnen“ (**Landmeier, 93**).

John sieht als einen Grund, warum die Themen Sexualität im Allgemeinen und geschlechtliche und sexuelle Identität auch bei Gruppenleiter*innenschulungen eher als Randthemen fungieren, „dass man gucken muss, dass wir so super viele Themen haben, die wir da unterbringen müssen,...dann ist es manchmal so, dass man die Sachen nur so anreißt und nicht gescheit macht...dass man die Themen, die unbedingt vorkommen müssen drin hat, aber auch so unterschiedliche Sachen wie diese ganzen Toleranz- und Diversitätsthemen“ (**John, 6**).

Rechtliche und hygienebezogene Inhalte verdrängen dann die Thematik und werden als prioritär wahrgenommen.

Unterstützung beim Outing

Nur vier Interviewte gaben an, Kinder- und Jugendliche beim Outing zu unterstützen. **Clausen** betont, dass Eltern heute toleranter seien und eine Normalisierung eingesetzt habe, dennoch sei es für die Jugendlichen eine schwere Aufgabe ihre Identität zu entwickeln. „Das ist natürlich schon etwas, was hohe Hürde ist auch. Also das ist meistens – und Mobbing eigentlich eher nicht so, also ich habe auch den Eindruck, da hat sich wirklich was verändert, es wird mehr so als normaler angesehen sagen wir mal, das ist nicht – dann nicht so die große Geschichte. Und auch bei Eltern habe ich oft den Eindruck, zumindest wenn es so um schwul/lesbisch geht und sowas, dass – da sind die auch viel offener geworden und – also wenn ich mal Kontakt zu Eltern habe, ist ja nicht so häufig, aber dann eher mit der Botschaft Hauptsache mein Kind findet raus, was das Richtige ist und – also da habe ich – habe ich den Eindruck, da hat sich in der Gesellschaft viel getan in den letzten Jahren“ (**Clausen, 36**).

Einrichtungen, die explizit Gruppen für queere Kinder und Jugendliche vorhalten, haben das Selbstverständnis, dass Unterstützung beim Outing eine Kernaufgabe ist: „Wenn das notwendig ist, ja. Also viel Beratung wird aber bei uns in der Gruppe gemacht, weil der eine Betreuer auch Sozialpädagoge ist und viel Erfahrung in dem Bereich hat. Das Wichtigste ist oftmals einfach den Rücken stärken und natürlich auch einen Weg irgendwie dann für den Umgang oder mit dem Outing zu finden, wie auch immer man das handhabt. Das wird versucht, viel in diesem Freundes-/Bekanntenkreis in der Gruppe zu machen, aber wenn es darüber Bedarf natürlich gibt, wird es auch vermittelt. Und ich glaube, das ist aber bis jetzt eher weniger der

Fall gewesen“ (**Landmeier, 40**). Die interviewte Person betont dennoch, dass im Leitbild der Einrichtung das Thema ‚Queere Jugendarbeit‘ nicht explizit benannt wird, sie aber zwei Gruppen anbieten, die auch auf der Homepage auffindbar seien, wenn man gezielt suche. Die Strategie der Einrichtung sei, das „Besondere“ nicht zum Thema zu machen und es damit zu normalisieren und die Jugendlichen zu schützen. Es sei immer noch eine „Gratwanderung.[...] Wir haben mit sexueller Vielfalt erstmal nicht so eindeutig zu tun. Auf der anderen Seite müssen wir die Gruppe natürlich auch bewerben, weil ja sonst keiner kommt.“ (**Landmeier, 62**).

5.1.2

THEMATISIERUNG VON SEXUALITÄT UND SEXUELLER IDENTITÄT

Die Thematisierung von Sexualität und sexueller Identität zeigte eine breite Spannweite bei den Interviewten: Von der Wahrnehmung des Themas als eher randständig für die Arbeit mit Jugendlichen, bis hin zur Deutung, dass man sehr offen gegenüber allen Themen der Jugendlichen sei, diese aber eher andere Probleme benennen bzw. haben würden.

In den meisten befragten Einrichtungen spiegelt sich Sexualität und sexuelle Identität nicht explizit in den Rahmenkonzeptionen und auch nicht im pädagogischen Alltag als Thema wider. „Naja, es ist natürlich so [...], ich sag mal, die offene Arbeit, wie wir sie betreiben bei uns in den Einrichtungen oder wie sie bei uns funktioniert, ist ja erst mal vom Grundsatz offen für jeden zugänglich. Es ist kein thematischer Zugang. Ich glaube, dass kein Jugendlicher kommt, erst mal, weil er irgendeine sexuelle Neigung hat oder so. Es sei denn, wir bieten irgendwelche bestimmte Gruppen an. Das ist aber eigentlich erst mal

gar nicht so das grundsätzliche Thema der offenen Arbeit. Also, da habe ich häufig Kontakt gehabt, in den unterschiedlichsten Situationen. Allerdings, das Thema war nie sozusagen die Ausrichtung, sondern es waren immer mal Kinder in meinem Bereich – oder Jugendliche – die mehr oder weniger offensichtlich eine andere Sexualität hatten oder ein anderes Geschlechterverständnis“ (**Dreier, 8**).

Bei **John** ist das Thema ebenso nicht zentral als Lebensthema und Identitätsthema mitgedacht. Es wird erst im Rahmen des Interviews über seine potenzielle Bedeutung reflektiert. „Wir haben da glaube ich keine Lehrmeinung ((lacht)) zu und das ist tatsächlich bei der – also in den Gruppenleiterschulungen ist es nicht explizit Thema, das ist immer so ein Randbereich, aber nicht – aber das wäre zum Beispiel was, wo ich denke, da müssten wir jetzt mal gucken, dass wir das da mit reinkriegen und dass das da gut unterkommt“ (**John, 15**).

Auch **Garrelts**, der erst seit ein paar Wochen an seinem Arbeitsbereich tätig ist, denkt in Vorbereitung auf das Interview über die Bedeutung des Themas für seine Arbeit mit Jugendlichen nach. Er interpretiert die Nicht-Thematisierung positiv in dem Sinne, dass dies ein Zeichen für Normalität sei.

„Tatsächlich ist es so, dass mich – bis jetzt auf meinem Arbeitsweg hier, dass mich – also, dass das Thema Sexualität bis jetzt keine große Rolle gespielt hat. Also weder im Positiven, dass gerade sagen wir mal ein Gesprächsbedarf über die eigene Sexualität, sagen wir mal stattgefunden hat in dem Sinne noch dass, ja, sagen wir mal irgendeine Sexualität in irgendeiner Form negativ zum Thema gemacht wurde, also das – also für mich also wird mit Sexualität offen und natürlich umgegangen und es ist nicht dieses in irgendeiner Form Schwerpunktthema, wie ich vielleicht vermutet hätte“ (**Garrelts/ Groß, 140**).

Eine Nicht-Thematisierung kann aber auch damit zusammenhängen, dass die geschlechtliche und sexuelle Orientierung bei der täglichen Arbeit nach Ansicht der Pädagog*innen kein Kernthema ist.

„Berücksichtigt werden muss? (...) Mh, nein. Ich glaube – also in unserer Arbeit eher weniger. Wo muss ich das denn – wobei muss ich das denn berücksichtigen, wenn ich mir jetzt überlege“ (**Cassens/Ziegler/Neuber, 123**).

Diese Ignorierung der Thematik spiegelt auch **Caras**. Sie schätzt sich als sehr offen gegenüber Jugendlichen ein und vermutet, dass es auch für die Jugendlichen selbst kein Thema ist. „Also ich finde das tatsächlich nicht so ein riesen Thema. Ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass ich da so offen für bin oder das generell von den Jugendlichen nicht so thematisiert wird. Aber ich finde eigentlich nicht, dass das so ein riesen Thema ist, was die Jugendlichen im Verein oder auf Freizeiten thematisieren würden“ (**Caras, 27**).

Bei anderen Befragten ist das Thema zwar präsent, aber sie benennen Rahmenbedingungen ihrer Arbeit wie Ort und Zeit als Grund, die ein Ansprechen der Thematik erschweren (s.o., vgl. **Caras, 12**).

Rechtsunsicherheit und Angst vor Klagen durch Eltern werden als weitere Gründe genannt, das Thema Sexualität mit Samthandschuhen anzufassen. Es sei zwar implizit auf Freizeiten mit Jugendlichen immer präsent, aber „Die Betreuer sind ja hier auch vieles. Sie sind große Schwester, großer Bruder, Vater-, Mutterersatz [...] bis zum Feind, ne? Weil die ja Grenzen setzen müssen, wie halt alles. Hatten wir erst neulich das Thema. Für viele ist es ja auch das erste Mal dort [...], der erste Kuss, das erste Verliebt sein. Aufgrund dieses ganzen Stresses, [...] haben viele Mädchen ihre erste Periode. Da sind die Betreuerinnen zum Teil auch sehr gefordert, dann [...]. Das [Thema Sexualität, Anm. d. Verf.] ist ein ganz böses, ganz grenzwertiges Thema,

weil wir eigentlich auch ganz klar sagen: Wir dürfen keine Aufklärung betreiben, aufgrund von Gesetzeslagen [...]. Das wird uns auch, den Jugendgruppenleitern [...], also es hieß mal, wir sollen es machen. Dann gab es Gerichtsurteile oder auch Vorfälle, wo Eltern ganz klar, auch gerade heutzutage – Rechtschutzversicherung – gegen Klagen etc..Es ist ein ganz großer grauer Spielraum, in den man sich dort begibt. Da eine gewisse Sicherheit zu geben, damit die Betreuer nicht in irgendwelche bösen Situationen kommen, sagen wir: „Seid vorsichtig.“ Klar, was wir sagen: Wenn ihr gefragt werdet, gebt ihr Antworten, aber ihr selber sagt nicht so: „Ich kläre euch jetzt mal auf“, oder so. Jetzt so übertrieben – schwarz/weiß. Sondern je nach Situation muss der Betreuer schon das Feeling haben, sollte das Feeling haben, zu gucken, wie viel er preisgibt, wie viel er den Teilnehmern erzählt“ **(Zimmermann, 83 - 91).**

Dann gibt es noch Einrichtungen, die das Thema Sexualität in Jugendgruppen zum Inhalt machen, jedoch weitgehend unreflektiert Heteronormativität antizipieren, wenn es z.B. um das Thema Verhütung geht.

„Was wir schon einmal gemacht haben ist [...] Sexualkunde. Ah, die von der [kirchlicher Träger 3]. [...] Genau, von der [kirchlicher Träger 3], wurde auch ganz gut angenommen [...] da war das Thema Verhütung wurde durchgesprochen [...] Welche Verhütungsmethoden es gibt und – genau wie in der Schule [...] Das haben wir in einer sehr großen Gruppe gemacht, haben das auch gemischt gemacht mit Jungs und Mädchen zusammen. Gut, wir haben gesagt, vielleicht sollte man das nächste Mal trennen, dass man die Jungs und die Mädchen zusammenmacht, also wir haben auch ein bisschen Erfahrung daraus gewonnen, aber im Großen und Ganzen klappt es ganz gut. Interviewerin: Und war da nur sage ich mal Heterosexualität ein Thema? „Allgemein. Ja, so wie an der – in der Schule halt, Mama und Papa machen Sex und was machen die

davor, sowas ähnliches. Und dann?“ **(Cassens/Ziegler/Neuber, 166 - 182).**

In Schulen wird das Thema offensichtlich orientiert an Heteronormativität und damit einhergehend an binär ausgerichteten geschlechtlichen Identitäten vermittelt, wie **Hilbers** es noch einmal eindrücklich verdeutlicht.

„Unterschiedlich! Also angefangen von Gesprächen, fortgeführt durch irgendwelche Sachen [...] sexuelle Aufklärung, regelmäßige Termine beim Gesundheitsamt, wo man



getrennt nach den Geschlechtern, aber genau erklären kann und feststellen kann: Wie funktioniert mein Körper, was bedeutet das, wann kann ich schwanger werden, wie funktioniert meine Periode, wie sehe ich aus da unten, wozu ist das ...? Also alles. Welche Geschlechtskrankheiten gibt es? Was bedeutet Liebe? Wann muss ich mich hinlegen und wann muss ich mich nicht hinlegen? Also – klingt jetzt hart, aber es ist so. Wir haben zum Beispiel enge Kooperation mit einer Beratungsstelle hier in [Stadt 1], wo es um Gewalt gegen Mädchen und Frauen geht. Sie bieten sehr viele Kurse an, wo es um Selbstbewusstsein geht. Wie lerne ich zum Beispiel in schwierigen Situationen „Nein!“ zu sagen? Wie kann ich mich abgrenzen?

Wie kann ich so viel Wahrnehmung für mich haben, dass ich mich traue, auch. Es geht nicht immer nur um diese Beziehung „Mann-Frau“, sondern es geht auch um diese Beziehung „Wie behaupte ich mich?“ [...] Für Jungs gibt es so was auch. Was bedeutet, ein Mann zu sein? Was bedeutet, männlich zu sein? Was bedeutet stark zu sein? Wie kann ich mich als Mann darstellen, ohne dass ich zur Faust greife? Alles, was möglich ist, entweder innerhalb des Unterrichts wird so etwas verankert oder wir machen es innerhalb von irgendwelchen Trainingseinheiten, Projektwochen, Bundesjugendspiele. Wir machen nächstes Jahr

zum Beispiel Bundesjugendspiele verbunden mit Sozialtraining. Also sie machen beides. Wir haben jetzt einen Anbieter gefunden, der uns das aus [Stadt 2] anbieten kann“ **(Hilbers, 38).**

Das Thema Sexualität ist trotz der vermeintlichen Offenheit in der Gesellschaft und auch den Jugendeinrichtungen ein hoch sensibles Thema mit Tabucharacter, wie es Hoffmann eindrücklich schildert:

„Aber ich meine, so Fragen nach Sexualität, das taucht immer mal wieder auf. Muss von uns halt irgendwie thematisiert werden. [...] Vereinzelt kommen da schon auch irgendwie auch schon irgendwelche Hilfen. Wir haben das

mal so gehabt. Anlass sind dann oft Einzelfälle irgendwie, dass ein Jugendlicher dann mal sagt: „Jetzt habe ich irgendwie mit einem Mädchen geschlafen und jetzt weiß ich gar nicht, ist sie schwanger? Oder nicht? Was kann ich machen? Oder [...] und so. Also wendet sich an eine Mitarbeiterin oder Mitarbeiter hier und dann gibt es so ein Gespräch und dann sagen die: Naja, fällt auf, da sind noch ganz schön viele Fragen und so. Und da haben wir dann mal irgendwie so eine Aktion gestartet, dass wir ein bisschen auch allgemeine Fragen gesammelt haben und dann irgendwie das im Gesprächskreis oder irgendwie so was dann mal hingelaufen ist [...]. Also konkret gab es einen Termin, wo gesagt wurde, da machen wir mal so eine Gesprächsrunde bei uns im Saal. Also auch schon ein bisschen größer und haben gesagt: „Wir können jetzt nicht einfach sagen: Kommt mal her, wir reden jetzt mal über Sex oder so“, sondern haben das dann schon ein bisschen vorbereitet, indem wir ein Plakat mit einigen gemacht haben. So einen kleinen Kasten aufgestellt, wo sie dann Fragen formulieren konnten, auch anonym oder so was. Da war schon die Resonanz ganz gut anhand der Fragen. Aber zu der Veranstaltung sind dann nur die Jungs gekommen. Es werden dann irgendwie fast 20 Jungs da – oder junge Männer. Eine Frau, die irgendwie so – war dann aus so einer Cliquesverbindung. Und die Mädchen haben dann eher so in Einzelgesprächen sich hier mit den Kolleginnen dann noch mal beraten. Die wollten natürlich nicht dann in die Öffentlichkeit und dann – ja, da rede ich jetzt nicht drüber“ **(Hoffman, 60 - 64).**

Es wird deutlich, dass Jugendliche offensichtlich trotz der sogenannten sozialen Medien und theoretisch unbegrenzten Möglichkeiten, sich über das Netz zu informieren, einen hohen Informationsbedarf haben, der zumindest in den befragten Einrichtungen konzeptionell nicht bei den Kernthemen verankert ist und somit dann abhängig von dem Bewusstseinskontext

der Mitarbeiter*innen und aus aktuellem Anlass aufgenommen wird oder eben nicht. Zudem scheinen Mädchen ein noch höheres Bedürfnis zu haben, über diese Thematik nicht in einem öffentlichen Raum sprechen zu wollen.

Auf Jugendfreizeiten müssen die Mitarbeiter*innen sich schon eher mit dem Thema auseinandersetzen, weil die Jugendlichen z.B. Liebeskummer haben, entweder, weil sie sich untereinander ver- und entlieben oder sich in Begleitpersonen verlieben, was wiederum ein Tabuthema ist. „Ja, das ist tatsächlich – also finde ich jetzt, in [Stadt 6] – eher so diese Beziehungskisten ja. Liebeskummer – jemand verliebt sich in einen Betreuer, also ein Teilnehmer in einen Betreuer. Ist tabu, ist wieder ein Abreisegrund, das passiert immer schnell. Oder, dass dann kein Interesse untereinander besteht – natürlich dann große Heulerei. Oder man kann seinen Freund zu Hause nicht erreichen und hat ... also Liebeskummer würde ich ganz klar an erste Stelle sehen“ (**Caras, 105**).

Oder die Juleica-Begleitenden stellen sich Fragen zum Umgang mit Jugendlichen, weil sie selbst queer leben. „Wenn wir jetzt auf Juleica-Schulungen zu dem Thema arbeiten, dann kommen schon nachher Jugendliche und stellen irgendwie Fragen. Das sind meistens solche Dinge wie: Wie gehe ich denn als schwuler Gruppenleiter mit meiner Rolle hier um, also in dem Bereich ist das meistens. Also ich habe wenig das Gefühl, dass es so grundsätzliche Fragen sind, also was Outing oder solche Dinge in Familien betrifft, das erlebe ich wenig, aber viel so diese Frage: Was mache ich denn eigentlich hier so in meiner – also in meiner Ehrenamtlichkeit, also wie gehe ich mit den Teilnehmenden um, muss ich da jetzt irgendwie was speziell denken, wie sind – da kommen ja manchmal so ganz praktische Fragen. Ne? Kann ich das sagen, ist das in Ordnung? Wie ist das mit Duschsituationen oder was weiß ich,

manchmal sind es ja wirklich so ganz praktische Dinge“ (**John, 11**).

John, selbst in einer lesbischen Beziehung lebend, nimmt queere Jugendliche in ihrer Arbeit deutlich wahr. Sie hat in ihrer Einrichtung mit lesbischen und schwulen Jugendlichen Kontakt und hat auch Überlegungen im Team angeregt, wie sie die Thematik konzeptionell berücksichtigen können,

„Also, schwule und lesbische Jugendliche haben wir viel, darüber hinaus eher nicht. Es ist immer also ein Thema, das bei uns mitläuft und wo wir jetzt anfangen nachzudenken, ob wir das ein bisschen organisatorisch besser einbetten sollten“ (**John, 6**).

Auch **Hilbers** betont die Offenheit gegenüber dem Thema Sexualität: „Es gibt sehr viele Gespräche zum Thema Sexualität: Entwicklung, Erwachsenwerden, was will ich? Was ist richtig – was ist falsch? Was weiß ich überhaupt? Direkte Gespräche zum Thema: Ich bin anders oder ... wobei anders, das ... ich mach jetzt, was ist normal, was ist anders? Ich bin nicht typisch oder wie auch immer“ (**Hilbers, 26**).

Dreier betont ebenfalls die Offenheit ihrer Einrichtungen für alle Themen von Jugendlichen, ohne sich thematisch einzugrenzen. Offensichtlich wird die geschlechtliche oder sexuelle Identität jedoch nur wahrgenommen, wenn sie von der Heteronormativität abweicht und z.B. eine Abweichung von Rollenklischees wahrgenommen wird. Zudem wird deutlich, dass es eigentlich aus ihrer Perspektive dem Verständnis von Offenheit widerspricht, die geschlechtliche und sexuelle Identität zum Thema zu machen. Zugleich ließe sich das Thema in kleineren Einrichtungen besser bearbeiten. Von **Dreier** kam auch der Hinweis, dass Einrichtungen, die Migrant*innen betreuen, dieser Thematik gegenüber besonders abweisend sind. „...es ist natürlich so ...,

ich sag mal, die offene Arbeit, wie wir sie betreiben bei uns in den Einrichtungen oder wie sie bei uns funktioniert, ist ja erst mal vom Grundsatz offen für jeden zugänglich. Es ist kein thematischer Zugang. Ich glaube, dass kein Jugendlicher kommt, erst mal, weil er irgendeine sexuelle Neigung hat oder so. Es sei denn, wir bieten irgendwelche bestimmte Gruppen an. Das ist aber eigentlich erst mal gar nicht so das grundsätzliche Thema der offenen Arbeit. Also, da habe ich häufig Kontakt gehabt, in den unterschiedlichsten Situationen. Allerdings, das Thema war nie sozusagen die Ausrichtung sondern es waren immer mal Kinder in meinem Bereich – oder Jugendliche – die mehr oder weniger offensichtlich eine andere Sexualität hatten oder ein anderes Geschlechterverständnis... ich erinnere mich zum Beispiel an einen jungen Kerl in der Schulkinderbetreuung, der war vielleicht gerade mal 10 oder so was, dessen Eltern aus dem Bereich der Sinti und Roma kam und dort sehr klare Geschlechtszuordnung herrschte und er aber eigentlich gerne ein Mädchen sein wollte und unseren Nachmittagsbereich immer nutzte, um sich zu verkleiden. Dass er sich dann aus der Verkleidungskiste alles herausnahm. Und der Vater, der das aber überhaupt nicht zulassen konnte [...] der hat sich Puppen geklaut, mitgenommen, hat dann so Puppenspiele, also klassische Mädchenrollen eigentlich eingenommen. Und es gab einfach Konflikte zu diesem Thema. Aber es ist je nach Haus sehr unterschiedlich. Es gibt Häuser, da finden solche Themen eigentlich keinen Platz. Ein großes Haus von uns ist sehr stark auch von Migrantengruppen auch besetzt, da ist hoher Bedarf und da ist das eigentlich kein Thema. Da wird das eher abgelehnt. Das ist für die Kollegen auch schwierig, da irgendwie einen Weg zu finden, um mit den jungen Menschen zu arbeiten. Also so Toleranzbildung ist mehr aus so kleinen in den Einrichtungen eigentlich. Und in den anderen ist es eigentlich kein Thema, aber es ist kein – noch mal – es ist

kein spezifisches Thema, wir haben also keine Arbeitsgruppe, kein irgendwie, was dieses Thema aufgreift, weil das eigentlich nicht unbedingt der offenen Arbeit entspricht – so an der Stelle. Weiß gar nicht, ob es so richtig ist“ (**Dreier, 8**).

5.1.3

WAHRNEHMUNG VON DISKRIMINIERUNG UND UNTERSTÜTZUNG

Die Wahrnehmung von Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierungen und geschlechtlichen Identitäten zeigt eine große Spannweite.

Gerade in Gesprächen mit Menschen aus dem ländlichen Raum wurde betont, dass Ausgrenzung und Diskriminierung eine Gefahr für alle Menschen ist, wenn man sich in irgendeiner Art abweichend von den (unsichtbaren) definierten sozialen Normen und Regeln bewegt.

„Genau. ...Weil das ist – es ist=es ist ja in unserer Gesellschaft zumindestens hier auf dem platten Land, es ist nicht alltäglich. Man kann noch so tolerant gegenüber eingestellt sein und da werden ja dann quasi wirklich alle, die vom Grundgesetz gleichgestellt werden sollen, ja pauschal in einen Topf geworfen, sei es wegen ihrer Religion, sei es wegen ihrer Herkunft oder Hautfarbe oder eben dann der geschlechtlichen Ausrichtung, da macht, ja, der normale Deutsche und=und ganz verschärfend der normale [Bewohner Region Deutschlands], der macht da ja keine großen Unterschiede, das sind die anderen und da wird pauschal drüber hergezogen“ (**Cassens/Ziegler/Neuber, 145**).

Diskriminierungen von queeren Menschen können offen, d.h. verbal oder durch Ausgrenzungen erfolgen oder verdeckt, durch Klatsch und Tratsch, Ignorierung, Ausgrenzung im öffentlichen Leben.

„Also es wird so unter der Hand eben denke ich mir wird darüber geredet, ne? Das ich weiß, weil da in dem Ort, in dem unser Sohn zur Schule gegangen ist, da war ein – schwuler Mann, der einen Freund hatte und der hatte ein Möbelgeschäft und dann gab es so wilde Fantasien, dass sie sich da heimlich in diesem Möbelgeschäft treffen und der ist dann irgendwann auch weggezogen, aber so lief das, also das – da=da brodelte dann die Gerüchteküche, aber es ist tatsächlich ein ((lacht)) – nicht wirklich die Auseinandersetzung mit dem Thema und vermutlich die große Hoffnung, dass bloß nicht irgendjemand aus der Familie betroffen ist oder so, weil dann wird es schräg“ (**Mayering/ Langenscheidt 106 - 115**).

Ausgrenzung und Abwertung sind Diskriminierungserfahrungen, die einen Umzug in die erhoffte städtische Anonymität und erhoffte größere Toleranz nach sich ziehen. **Mayering** macht die allgemeine mangelnde Akzeptanz für diese Diskriminierungserfahrungen verantwortlich und führt weiter aus: „aber das ist – liegt wahrscheinlich daran, weil es einfach gesellschaftlich so wenig akzeptiert ist, dann bricht sowas alles zusammen, und so ein Sohn kommt damit nicht klar, der hätte vielleicht auch Hilfe gebraucht, ne, mit 25 Jahren gestandener junger Bursche, sagt „Ich hau ab hier, ich kann da mit dem Druck nicht leben“ und das ist natürlich tragisch, ne?“ (**Mayering/ Langenscheidt, 106 - 115**).

Hilbers (Schulsozialarbeit) verweist mit ihren Erfahrungen aus einer Schule im ländlichen Raum darauf, dass auch im ländlichen

Raum, zumindest in unterschiedlichen Sozialräumen, auch ein unterschiedlicher Umgang mit queerer Lebensweise bestehen kann. Zudem verdeutlichen die folgenden Gesprächssequenzen, dass es einen Unterschied macht, ob männliche oder weibliche Jugendliche ihre Homosexualität leben wollen. Männer sind im ländlichen Raum offensichtlich noch rigideren Geschlechterrollenerwartungen unterworfen als Frauen, was auch **Dohlmann** an anderer Stelle vermutet.

„Also ich habe Kontakt mit jungen Menschen, die gerade jetzt bei mir in der Schule sind. Hier in der Schule sind zwei Mädels, mit denen ich guten Kontakt habe. Beide sind lesbisch und leben es auch aus. Sie zeigen ihre Orientierung und wir haben aber nie uns bezüglich dieser Thematik unterhalten. Und Aufklärung oder Beratung in irgendeiner Form gemacht. Sie haben auch nie bezüglich ihrer Orientierung hier in der Schule Diskriminierung einer Art und Weise erlebt, die dazu geführt hätte, dass wir irgendwie interveniert haben oder mit denen gegangen wären oder sie unterstützt hätten oder irgendwie so was. Das ist nie passiert“ (**Hilbers, 26**).

„Homosexualität wird [dagegen, Anm. d. Verf.] bei sehr vielen männlichen Schülern als etwas ganz Schlimmes erlebt. Oder ich könnte mir vorstellen, dass es für homosexuelle Männer oder Jungs hier sehr schwierig wäre. Also es ist insgesamt sehr verbreitet, dass jegliche Art von gleichgeschlechtlicher Beziehung als etwas Schlimmes angesehen wird. Wir haben auch, muss man so sagen – klingt jetzt so diskriminierend – sehr viele muslimische Schüler bei uns, wo in Haushalten bei den Eltern das Thema Sexualität überhaupt nicht berührt wird“ (**Hilbers, 30**).

Dohlmann geht davon aus, dass gerade im ländlichen Raum Frauen weniger diskriminiert werden und z.B. eher als Paar leben können

als Männer. Männliche Jugendliche hätten zudem mehr Probleme beim Outing: „ja, also bei Mädchen ist es irgendwie – vielleicht liegt es auch daran, bei den Jungen kriegt man das irgendwie so weniger mit, dass ist irgendwie ganz komisch, und bei den Jungs ist das häufig so, dass, also sagen wir mal so, häufig – ich kenne in den 26 Jahren so, habe ich mal so überlegt, so vier Fälle, wo Jugendliche von anderen sozusagen gesagt wurde „Du bist ja schwul“, so. Und die dann gesagt haben „Nein, bin ich nicht“ und so. Und dann aber die Phase kam, wo sie gesagt haben „Ja, bin ich“ und das dann irgendwie angenommen haben und dann war das dann irgendwie klar, und die sind dann auch dann offensiv mit umgegangen und sind dann aber auch – haben sich dann also weiterentwickelt und sind dann auch, wie alle anderen auch, dann weggezogen“ (**Dohlmann, 25**). Und führt weiter aus „da gibt es zwei Frauen, die zusammenleben, die sind vielleicht lesbisch, so, und da – das wird eher toleriert, als wenn zwei Männer [...] zusammenleben“ (**Dohlmann, 60**).

Um Diskriminierungserfahrungen zu umgehen, wird vermutet, dass junge Menschen aus den ländlichen Gebieten in Städte umziehen, dort eine Ausbildung machen und ihr Coming-out haben. Sie können ihre queere Lebensweise ausleben, und dann, wenn sie eine stabilere geschlechtliche und sexuelle Identität entwickelt haben, in ihre Heimat zurückgehen.

„Dass da – dass die gemieden wird, aber der Junge, also der ist wirklich, der ist weg“ (**Klaasen/ Klein, 90**).

Offensichtliche Diskriminierungen und Abwertungen wie Beschimpfungen werden i.d.R. als moralisch nicht vertretbar erlebt. In diesen Fällen reagieren die Mitarbeiter*innen. Dies hat jedoch keine weiterführenden Konsequenzen, wie z.B. ein Überdenken der Leitbilder oder Einrichtungskonzepte. „Aber auch genau da so

ist es halt – also es ergibt sich einfach immer. Also sagen wir mal, der eine sagt zu dem anderen „Du bist eine Schwuchtel“, dann wird das Thema natürlich aufgegriffen, weil ich sage und einige andere Kids sagen, das sagt man nicht und was soll denn das jetzt, daraus ergibt sich dann halt Gespräche, aber so explizit, dass mal gesagt wird, lass uns mal über das ganze Thema sprechen und wir setzen da mal einen Termin an, wo eh keiner kommen würde, abgesehen davon, gibt es nicht. Und genauso ist es auch bei der anderen Sexualität, also es ergibt sich einfach immer aus dem offenen Bereich dann auch“ (**Theilen, 48**).

Auch in dem Jugendzentrum, in dem **Zimmermann** tätig ist, gibt es keine verbindlichen Regeln, wie mit verbal geäußerten Diskriminierungen umzugehen ist, die Entscheidungen, ab wann und wie auf diskriminierende Äußerungen eingegangen wird, ist stark situativ geprägt. Es wird dann so gedeutet, dass das Wort ‚schwul‘ ein Alltagssprachlich genutzter Begriff bei Jugendlichen ist, um Gegenstände, Sachverhalte und Eindrücke der Kultur einer Einrichtung zu benennen. Dennoch ist den Professionellen klar, dass das Wort ‚schwul‘ damit negativ konnotiert ist, wie das folgende Zitat verdeutlicht.

„Also ich hab‘ es im Jugendzentrum gehabt, wo ich dieses Schimpfwort „Schwul“. Wobei man immer aufpassen muss – ich bin nicht jedes Mal darauf angesprochen. Weil, man muss ja auch erst mal gucken, im Jugendzentrum, dass die Leute auch ankommen. Und in einem geschützten Rahmen oder eine Übernachtung oder wenn man mal sich mit den Jugendlichen von einer ganz anderen Ebene sich verstanden hat, dann habe ich das natürlich auch mal thematisiert. Ja, Alter [...] schwul? Du hörst Musik von Homosexuellen, ja, die sind kreativ und was soll das denn auch? Ne, so, dann konnte man das ganz anders thematisieren, als wenn ein ganz neuer Jugendlicher reinkommt:

„Ey, voll schwul hier“, oder so. Dann verjagt man den gleich wieder, wenn man den zutextet. Ich hab' das erst mal hingenommen, gehört. Wenn es zuviel wurde, klar. Aber einmal so ein Spruch [...] dann hat man es erst mal so hingenommen. Jugendliche, die bei uns – das habe ich einmal auch erlebt – ein Teilnehmer, der sich schon so dahingehend geoutet hat – auch den Teilnehmern gegenüber – da waren es ein paar Mädels, die ‚nen Spruch gemacht haben, ein bisschen gemobbt haben. Aber das hat die Betreuung dann relativ schnell wieder in vernünftige Bahnen bekommen [...]. Also da war ... der wurde schon so ein bisschen in die Enge getrieben, dass er sich dann an den Betreuer gewandt hat, auch, aber dann – viele Sachen kriegt man ja auch einfach nicht mit, ne? Also ich meine, die rennen den ganzen Tag auf dem großen Zeltplatz rum und dann hat aber die Betreuerin das relativ schnell geregelt: „Was soll das denn auch?“ Und dann war da auch Ruhe in der Richtung“ (**Zimmermann, 22 - 24**).

Zimmermann begründet sein Nicht-Einschreiten in der Situation damit, dass zunächst ein Vertrauensverhältnis bestehen müsse, man die Jugendlichen nicht gleich vergraulen wolle und in einem Einzelgespräch erst dann die diskriminierende Bedeutung mit dem Jugendlichen reflektiert werden könne.

Hoffmann betont ähnlich wie **Zimmermann** den alltagssprachlichen Gebrauch von Ausdrücken wie ‚schwul‘, der nicht unbedingt etwas mit Homophobie zu tun haben müsse. Er attestiert Jugendlichen mit Migrationshintergrund eher Homophobie.

„Also, generell haben wir schon irgendwie so den Anspruch, dass Schimpfwörter überhaupt nicht benutzt werden. Wobei, das oft zum Beispiel „Schwul“ irgendwie zusammenhanglos im Prinzip benutzt wird. Natürlich stellen wir das auch mal in Frage und sagen: „Was machst du denn da so?“ Aber das sind dann auch Situationen, wo dann irgendwie so Situationen,

wo irgendwie [...] spielt einer Tischtennis und jedesmal wenn er seinen Ball verschlägt, schreit er „Fick dich“, oder so. „Was sagst du denn da eigentlich überhaupt?“ Aber das hat jetzt irgendwie [...] in den seltensten Fällen sagen wir mal ist das dann, dass es genauso benutzt wird, wie man es eigentlich versteht. Wobei, es gibt schon irgendwie natürlich – also in bestimmten Kreisen von Jugendlichen – irgendwie so eine Homophobie oder so. Weil, wir sind ja auch sehr multikulti international und bei bestimmten Gruppen ist das schon – sagen wir mal – sehr verbreitet“ (**Hoffmann, 45**).

In Einzelfällen zeigt sich, dass Professionelle den diskriminierenden Charakter von verbalen Äußerungen aus ihrem Wahrnehmungsspektrum ausblenden. Erst im Gespräch mit den Interviewer*innen wird dann eine Reflektion von erlebten Situationen möglich, wie die Aussage von **Caras** verdeutlicht. „Tatsächlich habe ich mir da noch nie Gedanken drüber gemacht. Aber jetzt wo Ihr das sagt: Das kommt immer wieder, so: „Du Schwuchtel [...]“ so in die Richtung. Das ist tatsächlich was, wo wir uns auch als Team nie Gedanken drüber gemacht haben: Wie gehen wir mit so was um? Ich glaube immer, das ist halt so in der Gesellschaft und irgendwie macht man sich da nicht so Gedanken drüber“ (**Caras, 31**).

5.2

KOMPETENZEN IN DER WAHRNEHMUNG VON LGBTI* BEDARFEN BEI JUGENDLICHEN

Um mögliche Bedarfe bei queeren Jugendlichen wahrnehmen zu können, unterstellen wir, dass zunächst Kontakte mit Personen aus dem queeren Spektrum vorhanden sein müssen, um Bedarfe selbst erkennen zu können oder von den Jugendlichen angesprochen zu werden.

5.2.1

EIGENER KONTAKT ZU QUEEREN JUGENDLICHEN

Um zu erheben, in wieweit eigene Erfahrungen im Umgang mit queeren Jugendlichen vorhanden sind, ist in den Interviews nach der Bitte zur Schilderung des Arbeitsfeldes zunächst nach eigenen Kontakten mit queeren Jugendlichen gefragt worden. Dabei wird deutlich, dass gerade im beruflichen Kontext eher vereinzelt Kontakt vorhanden ist. Die Bandbreite reicht dabei von gar keinem Kontakt bis zu engen Begleitungen einzelner Personen. Auch differenziert sich der Kontakt in Kontakte in beruflichen Zusammenhängen, die hier von besonderem Interesse sind und privaten Kontakt, der nicht abgefragt wurde, von den Interviewten aber als weiterer Kontakt angegeben wurde und teilweise auch als Alternative zu fehlendem beruflichen Kontakt ‚angeboten‘ wurde.

5.2.1.1

BERUFLICHER KONTAKT

KEIN KONTAKT

Viele der Interviewpartner*innen haben sich im Vorfeld der Befragung mit der Frage auseinandergesetzt, ob sie für die Befragung die richtigen Ansprechpersonen seien, da sie wenig Kontakt zu queeren Jugendlichen haben. Dies war bei der Akquise der zu Interviewenden bei telefonischen Vorgesprächen immer wieder Thema.

Auch unmittelbar vor der Befragung erfolgte teilweise eine Auseinandersetzung mit dem Thema und eine Überprüfung der eigenen Kompetenzen/ des eigenen Wissens in diesem Feld. Auf die Frage nach Kontakt mit queeren Jugendlichen berichten **Klaasen und Klein** beispielsweise:

„Nee, das haben wir eben noch so überlegt, also mir ist es so noch nicht zu Ohren gekommen oder direkt mit uns gesprochen sowieso nicht, und eigentlich auch nicht, dass man das mal irgendwo so im Gespräch gehört hätte. [...] Und so lange wir jetzt hier auch so sind und ja auch verschiedene Altersstufen hatten, also haben wir das noch nicht wirklich – also nicht gehört oder wir sind nicht angesprochen worden und wir haben es auch noch nicht so wahrgenommen, ne? Nee.“ (**Klaasen/ Klein, 48 - 51**).

Für sie ist der fehlende Kontakt erklärlich mit der Altersstufe an Kindern und Jugendlichen, die sie zurzeit betreuen, was widersprüchlich ist, da sie zuvor berichten, Kinder und Jugendliche im Alter von sechs bis 17 Jahre zu betreuen:

„Ja, weil ich denke, weil die Pubertät, wo sie dann ja dann so reinkommen, will ich mal so sagen, vierte, fünfte Klasse, sechste, irgendwo da, dass man denn ja anfängt sich zu orientieren, wen mag ich leiden, ne? Ich stehe auf den Jungen oder ich stehe lieber auf das – dieses Mädchen, ne? Ich denke, da entwickelt es sich dann vielleicht erst. Weiß ich nicht genau, vielleicht entwickelt sich das auch schon viel eher. Aber, das kann ich nun so nicht sagen.“
(Klaasen/ Klein, 61).

Hier wird einerseits deutlich, dass unterstellt wird, dass sexuelle Identität oder geschlechtliche Orientierung sich mit der Pubertät entwickeln, andererseits aber auch eine eigene Unsicherheit in diesem Feld kommuniziert.

Mayering und Langenscheidt machen deutlich, dass das Verliebtsein in eine Person schon thematisiert wird, jedoch eher nicht in Bezug auf Homosexualität: „Ich bin eigentlich nie so befasst gewesen, immer nur so am Rande. Also es war nie so, dass irgendwie ein Mädchen oder ein Junge gekommen ist und gesagt hat „Ich muss mal darüber reden“, also so war das nie. Das ergab sich so zwischendurch oder=oder so ab und zu fallen dann so Äußerungen „Ha, ich=ich glaube ich bin verliebt, ich bin in meine Mitschülerin verliebt“ so und dann (...) – und dann reden wir darüber und dann geht das Thema aber ganz schnell davon wieder weg. Also das=das ist kein Thema“ **(Mayering/ Langenscheidt, 41).**

Hier wird neben der Tatsache, dass Homosexualität nur marginal Thema ist deutlich, dass insgesamt auch eine binäre Sicht auf geschlechtliche Identitäten vorhanden ist, die sich in vielen Interviewpassagen findet und zumeist mit ‚Junge und Mädchen‘ bezeichnet wird.

Auch **Hoffmann** macht deutlich, dass das Thema, wenn überhaupt, eher marginal

vorkommt: „Es spielt die meiste Zeit hier im Jugendzentrums-Alltag so keine Rolle. Aber so über die Jahre – die letzten Jahre zurückblickend irgendwie, gibt es immer mal Jugendliche, die man dazuzählen könnte.“ **(Hoffmann, 21).**

Gleichzeitig wird hier deutlich, dass zwar einerseits berichtet wird, dass keine oder sehr wenig Berührungspunkte mit queeren Jugendlichen vorhanden sind, in manchen Fällen jedoch vermutet wird, dass Jugendliche diesem Spektrum zuzuordnen wären. Wenn diese das aber selbst nicht äußern, wird das Thema in der Regel auch nicht angesprochen.

VERMUTETER KONTAKT

Zur Einordnung von Jugendlichen in das queere Spektrum dienen dann vorwiegend gesellschaftlich verbreitete Geschlechterstereotype:

„Wir haben ein Mädchen, die war auf einem kleinen Zeltplatz – so 6 - 12 [Jahre] – die war immer sehr männlich gekleidet. War auch von einem männlichen Bewegungsapparat her nicht so, wie ein Mädchen. Die hat sich, glaube ich, immer mehr so als Junge auch so gesehen. Das wurde aber auch von Teilnehmern thematisiert. Wobei ich schon den Eindruck hatte, dass, da im Elternhaus von der Mutter halt her wohl auch viel gesteuert wurde in der Richtung. Aber so tief können wir ja auch oft nicht hinter gucken, hinter die Fassaden. Wir hatten sie nur mehrere Jahre, letztes Jahr, war sie auch mit, aber das ist schon nicht mehr so auffällig gewesen.“
(Zimmermann, 36).

Trotz einer mehrjährigen Begleitung der Person und dem Thematisieren durch andere Teilnehmende, wird hier resümiert, dass man nicht ‚hinter die Fassade gucken könne‘. Von einer versuchten oder erfolgten

Kontaktaufnahme, einer Thematisierung der Beobachtung gegenüber der Person oder deren Eltern wird nicht berichtet.

Otto nimmt die eigenen Defizite in Bezug auf das Erkennen von Queerness wahr: „Und ja, habe ich, weil das ist jetzt nicht jeden Tag oder jeder Jugendliche, der hier aufkreuzt, aber habe ich am Telefon auch schon gesagt, ich könnte so ein, zwei Leute schon mir denken, die jetzt nicht geoutet sind, aber die an sich arbeiten so und die vielleicht auch nochmal, und da sind wir glaube ich hier bei der Befragung auch vielleicht nochmal eine andere Anlaufstelle oder eine Hilfe oder irgendwie, ja, jemand mit ein bisschen mehr Wissen oder Feingefühl oder weiß ich nicht, also so Hintergrund vielleicht, einfach Hintergrund nochmal bestimmt haben, könnten so, um sie da für sich nochmal was rauszuholen. So, wo ich jetzt nicht sagen kann, ja, wenn ich mich da – wenn ich das so angucke so, dann könnte ich schon denke so, erzähl doch mal, sondern einfach so, wo ich denke, ja, sie braucht noch ein bisschen, aber sie ist vielleicht auf dem Weg, vielleicht aber auch nicht. So.“ **(Otto, 40).** Gleichzeitig wird hier betont, dass Menschen mit mehr Fachwissen in dem Bereich sicherlich auch auskunftsfähiger bzw. sprachfähiger wären, mehr ‚rausholen‘ könnten – was wir als ‚mehr Unterstützungsmöglichkeiten bieten können‘ verstehen.

Und auch **Trautmann** stellt fest, dass das Thema bei manchen Begegnungen erst im Nachhinein für die eigene Person deutlich wird:

„Also ich bin insgesamt ja 20 Jahre schon berufstätig und natürlich gibt es auch in der Jugendarbeit da immer wieder Kontakte. Manche, die einem sofort ins Auge springen und manche, wo man erst im Nachhinein vielleicht erst feststellt, das ist ein Thema für die Person - klar.“ **(Trautmann, 6).**

In einigen Fällen scheint das Thema der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität also zwar vorhanden zu sein, wird jedoch entweder nicht angesprochen oder als ‚kein Problem‘ wahrgenommen.

Dies scheint auf den ersten Blick ein erfreulicher Umgang damit zu sein, denn wenn das Thema als so normal angesehen wird, dass ein Austausch darüber nicht notwendig ist, braucht es ja nicht thematisiert zu werden. Gleichzeitig ist jedoch aus Studien zum Coming-out (vgl. Krell/ Oldemeier 2015, S. 13) bekannt, dass dieses Thema und die damit verbundene Tabuisierung für Jugendliche nach wie vor eine entscheidende und sehr belastende Rolle spielt. Somit kann das nicht Ansprechen und Verschweigen auch als mangelnde Möglichkeit sich anzuvertrauen, als fehlendes Vertrauen in die professionellen Bezugspersonen oder das Gefühl, dass diese keine Sensibilität und Offenheit für dieses Thema signalisieren, verstanden werden.

KONTAKT

Im Laufe der Interviews wurde teilweise deutlich, dass zunächst angegeben wird, keine Kontakte zu haben, dann jedoch bei weiterer Betrachtung und fortgeschrittenem Interview Berührungspunkte, teilweise im beruflichen Kontext, teilweise im privaten Umfeld oder aus Schilderungen anderer auftauchen. Zumeist wird dies mit eigenem Erstaunen darüber, wie viel einem doch einfällt, obwohl zunächst davon ausgegangen wurde, dass keine Kontakte vorhanden sind, wahrgenommen **(vgl. Mayering/ Langenscheidt, 79).**

In der Regel wird dabei aber von Einzelfällen berichtet, die als solche auch als außergewöhnlich und in Erinnerung bleibend beschrieben werden.

Zumeist geht es hierbei um Homosexualität, in Einzelfällen auch um Trans* Personen. Die Wahrnehmung von Inter* Personen wird gar nicht angesprochen und ist vermutlich nicht vorhanden.

Eine Person berichtet von Jugendfreizeitmaßnahmen und der beobachtenden (jedoch nicht intervenierenden) Begleitung von Coming-out Prozessen über Jahre:

„Während meiner ehrenamtlichen Tätigkeit hat man dann schon mal den Kontakt zu Jugendlichen gehabt, die noch nicht so – ja, in der Coming-out-Phase hatten, wo man es aber schon ahnte, die dann im Laufe, ja ..., also, viele fahren viele Jahre mit. Wo man das immer mehr so für sich selber – ja noch nicht so akzeptiert hat, aber wo man das schon vermehrt merkte und wo man dann auch merkte, dass sie dann irgendwann auch sagten: „Ja, ich stehe dann schon eher auf Mädchen oder auf Jungs.“ Wo dann halt ... die dann auch Betreuer wurden, die bis heute auch Betreuer sind, Betreuerin. [...] Das war eigentlich nie das Thema, dass das nicht akzeptiert wurde. Klar, hat man mal so 'n Spruch gehört, etc. auch, ne? Aber das wurde auch immer akzeptiert und ..., ja.“ **(Zimmermann, 4).**

Auch **Hilbers** berichtet von Kontakten zu homosexuellen Personen, nach eigener Einschätzung, ohne dass ein Beratungs- oder Unterstützungsbedarf bestünde:

„Ja natürlich. Aber es gibt sehr viele Gespräche zum Thema Sexualität: Entwicklung, Erwachsenwerden, was will ich? Was ist richtig – was ist falsch? Was weiß ich überhaupt? Direkte Gespräche zum Thema: Ich bin anders oder ... wobei anders, das ... ich mach jetzt „,“ was ist normal, was ist anders? Ich bin nicht typisch oder wie auch immer ... Ich glaube, so nicht wirklich. Also ich habe Kontakt mit jungen Menschen, die gerade jetzt bei mir in

der Schule sind. Hier in der Schule sind zwei Mädels, mit denen ich guten Kontakt habe. Beide sind lesbisch und leben es auch aus. Sie zeigen ihre Orientierung und wir haben aber nie uns bezüglich dieser Thematik unterhalten. Und Aufklärung oder Beratung in irgendeiner Form gemacht. Sie haben auch nie bezüglich ihrer Orientierung hier in der Schule Diskriminierung einer Art und Weise erlebt, die dazu geführt hätte, dass wir irgendwie interveniert haben oder mit denen gegangen wären oder sie unterstützt hätten oder irgendwie so was. Das ist nie passiert.“ **(Hilbers, 26).**

In Bezug auf Trans* Jugendliche wird detailliert von Einzelfällen berichtet:

„Ja, also speziell, also so einmal ein Mädchen gibt, die ein Junge ist – also ein Junge sein will. Das hatten wir irgendwie, ja als Dauerbesucher und für sie klar: Gehört zu den Jungs! Und andersrum genauso. Das war jetzt irgendwie jemand, der so, ja so zwei, drei Jahre immer mal wieder hier mit seiner Clique auftauchte. Körperlich ein Junge war, aber Frau sein wollte. Und das andere wäre jetzt irgendwie so, dass es auch schon mal vorkommt, dass zum Beispiel ein Junge sagt, also sich als Homosexueller outet. Aber in der Regel – das sind aber nur so Einzelfälle, also relativ gering.“ **(Hoffmann, 23).**

Auch **Trautmann** schildert einen berichteten Kontakt, der die Einrichtung vor allem wegen der Entscheidung in Bezug auf räumliche Gegebenheiten beschäftigt:

„Ja, also in ganz besonderen Fällen erreicht mich dann natürlich auch mal so eine Information – also ich sag mal, wir hatten bei der Freizeit vor mehreren Jahren schon ein Kind dabei, das ein Mädchen ist und eigentlich sich als Junge fühlt und die dann auch sagt, sie möchte gerne mit den Jungs duschen und nicht die Mädchendusche benutzen. Und da muss man

auf einer Freizeit dann natürlich mit umgehen. Auch wenn man noch nicht geschult ist im Moment und die Kollegen fühlen sich zum Teil auch überfordert, weil das sind Situationen, die kommen nicht ständig vor. Und da ist man nicht sicher im Umgang, weiß: „Ah, das Problem hatte ich schon hundertmal und da gehe ich so mit um, pädagogisch.“ Sondern da muss man sich dann wirklich noch mal Unterstützung holen und das auch reflektieren, wie man damit umgehen will. Natürlich müssen die Leute handeln in der Situation. Die können ja nicht sagen: „Moment, ich muss jetzt erst mal eine Schulung machen, wir klären das irgendwie nächstes Jahr“. Die agieren dann auch. Aber da kommt dann eben auch dringend der Wunsch zurück: „Ich möchte da irgendwie im Umgang geschult werden“ und das wird dann an mich herangetragen und dann reflektieren wir das, wir besprechen das gemeinsam und die Kollegen entwickeln sich dann auch entsprechend in Richtung Fortbildung.“ **(Trautmann, 12).**

Hier wird also deutlich, dass in Einzelfällen, in denen die jugendliche Person sich selbst outet, diese auf Fachkräfte trifft, die zwar, pädagogisch gut ausgebildet, mit dieser Situation aber bisher weder theoretisch noch praktisch konfrontiert, relativ hilflos erscheinen. Wenn bereits die Klärung der ‚Duschfrage‘ solche Probleme bereitet, wie viel schwerer mag dann die inhaltliche Auseinandersetzung mit der Gefühls- und Lebenswelt der jugendlichen Person fallen?

Auch **Mayering und Langenscheidt** berichten von einem Fall, bei dem eine jugendliche Person sich trotz signalisierter Gesprächsbereitschaft der Professionellen schwertut sich anzuvertrauen:

„Also total wenig so, ganz klar, also so würde ich es jetzt sagen, ist gerade wenig. Wir haben witzigerweise, als der Brief kam und die Einladung kam, sprach mich eine Kollegin an am gleichen Tag „[Kolleg*in 13] hier, mh, wir haben

hier ein Mädels, [Kind 8]“, also die war schon längere Zeit so ein bisschen so in Gedanken so und ich habe auch das Gefühl gehabt, sie wollte von mir auch nichts wissen, also sie wollte so Beratung, sie wollte gar nicht irgendwie Hilfe annehmen, sie hat immer nur gesagt „Ja, ihr wisst gar nicht, was los ist“ und dann sagte sie jetzt irgendwie, sie=sie möchte [Kind 8, männlicher Vorname] sein. So, das war so – weiß aber da überhaupt noch gar nicht mehr, was da so hintersteckt oder – und das war so die – und das sollte auch schon offiziell gemacht werden tatsächlich, also vor der Klasse, und auch vorm Kollegium und ja, das war an dem=an dem Mittwoch, so das – da war ich also – das gibt es ja gar nicht, jetzt kommt hier die Anfrage und ich hatte sonst noch von einem=von einem Mädels, einem lesbischen Mädels bei uns an der Schule so, das – die ist da auch ganz offensiv mit umgegangen und ich weiß, dass ein Junge mit einem= mit einem – also die Mutter hat eine Partnerin, so, das ist wohl auch ganz offen hier bei uns, ne, die geht da auch ganz offen mit um, die lebt hier in einer Beziehung mit einer Frau.“ **(Mayering/ Langenscheidt, 30).**

Insgesamt wird häufig betont, dass man mit diesen Personen ‚kein Problem habe‘, sie keiner Diskriminierung in der Einrichtung ausgesetzt seien und man offen sei für Gespräche. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass schon beim Sprechen über die einzelnen Fälle wenig Sprachfähigkeit in Bezug auf Begrifflichkeiten vorhanden ist, nur eine sehr geringe Fokussierung auf Personen über das Spektrum Homosexualität hinaus besteht und Queerness in den Einrichtungen insgesamt keine bzw. eine sehr marginale Rolle spielt.

PRIVATER KONTAKT

Neben den beruflichen Kontakten, die mehr oder weniger umfänglich vorhanden sind, berichten die interviewten Personen über private Kontakte aus dem LGBTI* Spektrum. Hierbei handelt es sich einerseits um familiäre Kontakte:

„Also bei uns – bei uns in der Familie ist es jetzt – mein Neffe ist schwul und meine [...] Nichte ist lesbisch, also – ich – wir kennen das schon. Also – oder Ich kenne das jetzt so, ne? Das – aber, das jetzt hier so direkt hier im Dorf jetzt.“
(Klaasen/ Klein, 56 - 58).

Dabei wird auch deutlich, dass es teilweise in der Familie Probleme gibt in der Akzeptanz der sexuellen Identität der Familienangehörigen:

„Wollte ich gerade sagen, ist das so, das sage ich dann immer zu meinem Mann, der kann nicht gut um mit diesem Thema, so. Also er kann da so wohl drüber sprechen, aber er möchte das jetzt nicht sehen, dass die da so Händchen haltend oder so sitzen. Sag ich immer, ich sag „Das ist heute das Natürlichste der Welt.“ „Bah, nee“ – so. Ich sage „Du – ich sage „Du weißt gar nicht, was uns nochmal bevorsteht“, ich sage „Bei deinen Schwestern so – könnte ja bei unserem Jungen, könnte ja auch sein.“ „Nie und nimmer“, so, ne? Der ist dann so knallhart. Gibt es nicht“ (Klaasen/Klein, 80).

Hier wird gleichzeitig vermutet, dass es eine familiäre Veranlagung für Homosexualität geben könnte, die bei zwei homosexuellen Personen in der Familie dazu führen könnte, dass auch der eigene Sohn homosexuell sei.

Eine andere Person berichtet eher von einer Neugier gegenüber vermeintlich ‚exotischen‘ queeren Personen: „Ich habe

das immer so empfunden, als sehr spannend, als hochinteressant und das verteidige ich bis heute. Ich habe diese Leute, die ich so kennengelernt habe, die diese Orientierung hatten immer als hoch ... professionell hoch exzellente tolle Menschen erlebt, die super Faszination ausgestrahlt haben, kreativ waren, unheimlich tolles Händchen hatten für Situationen, super Humor hatten – also das waren faszinierende Menschen, wo ich dachte: „Cool“.“ (Zimmermann, 20).

Auch aus den privaten Kontakten wird deutlich, dass kein differenziertes oder fachlich fundiertes Bild von Queerness besteht. Die Wahrnehmungen und Beschreibungen sind eher von Vorurteilen geprägt wie: Homosexuelle sind kreativ, oder die Familienangehörigen werden irgendwie akzeptiert, ihre sexuelle Orientierung soll aber im eigenen Leben nicht sichtbar sein

BERICHTETER KONTAKT

Bei berichteten Kontakten wird deutlich, dass auch hier der Kontakt eher als etwas Außer-gewöhnliches angesehen wird. Es sind eher Ausnahmen, die dann, gerade in dörflichen Strukturen, auch ‚Thema sind‘: „Doch, das hat es im Dorf und so auch ja schon gegeben, ne, dass Trennungen waren, also dass Eltern sich getrennt haben und dass die Mutter sich dann eine Freundin gesucht hat, das war ja schon Thema.“ (Klaasen/ Klein, 53).

Wobei hier vorwiegend wieder von Homosexualität berichtet wird und dabei auch eher von weiblichen Paaren: „Das hat man schon öfters mal so – also das war ja in [Stadt 16] dann, das war sogar mal ein ehemaliges Kindergartenkind. Und ich glaube bei uns in [Stadt 14] – also das gibt es immer schon mal

so, ne? So lesbisch oder – Schwule eigentlich weniger, das wüsste ich jetzt nicht.“
(Klaasen/ Klein, 55).

Insgesamt ist festzustellen, dass der Kontakt mit queeren Menschen häufig von Unwissen, Unsicherheit und gesellschaftlichen Ressentiments geprägt ist. Die Fachkräfte geben an, sich diesem Thema nicht zu verschließen und offen für Gespräche mit Personen aus dem queeren Spektrum zu sein, sie sprechen Personen, bei denen sie vermuten, dass diese in ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität unsicher sind jedoch nicht aktiv an. Wenn sich Menschen ihnen gegenüber outen, ist es ‚normal‘ und ‚kein Thema‘. Gleichzeitig nehmen sie teilweise Diskriminierungen gegenüber diesen Personen wahr, wie im Weiteren noch gezeigt werden wird.

UMGANG MIT QUEERNESS IM BERUFSALLTAG

Queerness wird als Thema im Berufsalltag nicht speziell aufgegriffen. Bei Abfragen nach Problemen, wird das Thema vergessen:

„Wenn ich so überlege, muss ich mich selbst auch hinterfragen und sagen, wenn ich mit Jugendlichen arbeite, weil sie nicht zur Schule gehen, weil sie Schwierigkeiten zu Hause haben oder so, habe ich ja dieses Thema für mich gar nicht im Hinterkopf, wenn ein Jugendlicher mich anspricht und sagt „Ich habe ganz speziell damit ein Problem“, dann kann ich darauf reagieren, aber wenn ich mit einem Jugendlichen spreche, weil er Probleme hat, kommt in meinem Fragenkatalog, den ich im Kopf habe, was weiß ich, hast du Ärger zu Hause, wirst du angetatscht von deinem



Vater, wirst du geschlagen oder gemobbt in der Schule, kommt für mich gar nicht in die – kommt für mich gar nicht die Frage auf, oder hast du ein Problem mit deiner Sexualität, das frage ich für mich gar nicht. Also für mich ist dieses Thema, obwohl ich darum weiß und da auch ganz offen mit umgehe, das ist für mich in meinem Katalog, wenn ich mit Jugendlichen Einzelfallhilfe mache und versuche Problemen auf den Grund zu gehen, ist das für mich ja auch gar nicht existent.“ (Garrelts/Groß, 346).

Spezielle Angebote werden zumeist nicht vorgehalten, was auch daran liegt, dass dies einerseits aufgrund der geringen Fallzahlen, andererseits wegen der vermuteten ‚Hemmschwelle‘ gegenüber dem Thema nicht für notwendig oder sinnvoll erachtet wird.

„Also für unsere Einrichtung würde ich das eher als implizites Angebot sehen. Also schon, dass wir Veranstaltungen machen zu dem Themenbereich Vielfalt, Leben ist vielfältig, jeden so akzeptieren, wie er ist. Das finde ich schon ganz wichtig. Aber ich glaube, wenn wir jetzt einladen würden zu einer Veranstaltung, wir sagen, wir machen heute LGBT zum Thema

und setzen uns zusammen und reden mal drüber oder auch wenn man es spielerischer angeht – ich glaube, da wäre die Hemmschwelle bei den Jugendlichen sehr groß. Also das ist so, was ich auch als Rückmeldungen von den Kollegen kriege, dass das so explizit schwierig ist anzusprechen. Wobei ... unsere Angebote sind, offen. Also die Jugendlichen kommen freiwillig hin und solche Gruppen, wo man irgendwo miteinander über irgendwas redet, kommen schwer an. Und ich glaube zu dem sensiblen Thema noch schwieriger.“ (**Trautmann, 55**).

In diesem Interviewausschnitt bleibt unklar, ob das Thema vonseiten der Jugendlichen oder vonseiten der Fachkräfte als schwierig anzusprechen wahrgenommen wird.

Clausen plädiert eher für ein inklusives Angebot als für mehr Spezialisierung:

„Also ich bin eher so ein Skeptiker davon für jedes Thema, für jedes Problem eine extra Beratungsstelle oder extra Einrichtung zu machen, ich finde das, ja, auch unter dem Inklusionsgedanken, aber auch sicherlich, weil wir eben als Beratungsstelle auch das eben nicht – noch nie so gemacht haben, dass wir da eine spezielle Zielgruppe uns rausgesucht haben, eher so offen zu sein und – für alles, und damit eben auch nicht wieder gleich so zu labeln, ne? Du bist schwul, du musst da hingehen und du bist behindert, musst da hingehen, sondern alle können hierher kommen und sind erstmal richtig. Aber ich weiß natürlich, es gibt eben auch die spezialisierten Angebote und wenn sich jemand entscheidet, ich fühle mich da besser aufgehoben, meinestwegen“ (**Clausen, 76**).

Im Berufsalltag bewegt sich der Umgang mit queeren Jugendlichen also in einem Feld zwischen Inklusion und nichtwahrgenommen werden, zwischen Akzeptanz und eigenen Ressentiments der Mitarbeitenden, die,

weil Queerness insgesamt kein Thema ist, nicht angesprochen werden und auch in den Interviews durch Weglassungen nur angedeutet werden. **Zimmermann** spielt dabei auf die wahrgenommene gesellschaftliche Entwicklung von ‚da gibt es noch was‘ hin zu ‚man beschützt die Leute‘ an:

„Ich sag’s mal anders: Also als ich dann in den 1990ern angefangen habe, [...], wie man da die Schulungen gemacht hat, war es so „Ja, da gibt es noch das und das, da muss man dann so ..., ne?“ Heutzutage ist es: Es ist halt da und man akzeptiert es und man beschützt die Leute oder man unterstützt sie ... so explizit halt, ne?“ (**Zimmermann, 46**).

Auch **Trautmann** macht darauf aufmerksam, dass es einerseits eine Akzeptanz und Offenheit im Berufsalltag für alle möglichen ‚Besonderheiten‘ der Jugendliche gibt, andererseits wird hier gesehen, dass die Relevanz des Themas nicht bei allen Mitarbeitenden gleich hoch gewichtet wird:

„Weil, grundsätzlich ist eine große Akzeptanz da, aber ich sag mal die Einrichtungen in der offenen Arbeit sowieso, die haben einen total akzeptierenden Ansatz. Da wird jeder Jugendliche erst mal aufgenommen und begrüßt und ob es jetzt jemand ist – ein Junge, der mit der Handtasche reinkommt – also das wird von den Kollegen alles voll unterstützt. Also die Offenheit ist da. Aber eben nicht bei allen ist so die Sicht auf eine Relevanz da, dass es einfach oft vorkommt.“ (**Trautmann, 36**).

Clausen verweist darauf, dass die Relevanz des Themas häufig nur von Fachkräften wahrgenommen wird, die sich selbst dem queeren Spektrum zuordnen würden:

„Ich fand das nur mal interessant bei der Veranstaltung im=im Dezember, da waren ja Arbeitsgruppen auch und am Anfang sollte

sich dann jeder vorstellen in der Gruppe, und da habe ich eine ganz für mich sehr ungewöhnliche Erfahrung gemacht, weil es stellte sich dann raus, jeder, der da war, hatte irgendwas mit dem Thema lesbisch/schwul/transsexuell und so weiter zu tun, also persönlich zu tun auch und nur ich nicht und ((lacht)) das habe ich richtig wie so eine Outingsituation empfunden, ich musste jetzt zugeben, dass ich eben nicht betroffen bin persönlich von dieser Thematik, habe mich aber dann auch nochmal gewundert, wie wenig oder wie speziell das Publikum letztendlich war auch bei dieser Veranstaltung, das war ja vom Jugendamt – also von der Stadt [Stadt 1] organisierte Veranstaltung, also durchaus jetzt nicht so eine Nischenveranstaltung [...]. Und von meinem Verständnis her wäre es eher wirklich wichtig, da aus dieser spezialisierten Ecke rauszukommen und das mehr – dass es einfach normal im Alltag wird.“ (**Clausen, 101**)

So bewegt sich das Thema in einem *circulus vitiosus*: Dadurch, dass kaum queere Jugendliche in der Einrichtung wahrgenommen werden, besteht keine Notwendigkeit, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Dadurch, dass sich nicht mit dem Thema auseinandergesetzt wird, werden diese Jugendlichen nicht wahrgenommen und ihre Bedürfnisse nicht gesehen.

5.2.3

STRATEGIEN DER ÖFFNUNG

Nach möglichen Strategien der Öffnung für queere Jugendliche gefragt, wird häufig kein spezifischer Öffnungsbedarf gesehen. Man sei grundsätzlich offen für alle und tolerant, sodass sich Jugendliche mit allen Themen an die Mitarbeitenden wenden könnten. Überdies

veranlassen auch die geringen tatsächlichen Fallzahlen wahrgenommener Queerness in den Einrichtungen dazu, keine Notwendigkeit einer spezifischen Öffnung, eines speziellen Angebots zu sehen.

Nur sehr selten sind spezifische Angebote wie eine queere Jugendgruppe vorhanden, die jedoch auch nicht als solche nach außen auftritt, sondern als Teil eines Jugendverbandes, der auch andere Angebote vorhält. Im Bereich Schule stellen **Mayering/ Langenscheidt** fest, dass Queerness im Unterricht, beispielsweise im Bereich Biologie, kein Thema ist:

„Aber das sind immer so Kleinigkeiten, ne, die sich so=so ergeben, es hat – letztlich gibt es kein Konzept. Es gibt nichts irgendwie, wo wir sagen können „Ok, das gehört jetzt auch so zu unserem Tätigkeitsbereich dazu oder wie gesagt, das finde ich nochmal spannend, es ist kein Thema im Unterricht, weil das wäre ja eigentlich eine Möglichkeit, dieses Thema rein informativ irgendwie reinzugeben und darüber in die Diskussion zu gehen“ (**Mayering/ Langenscheidt, 82**).

Otto betont neben den geringen Fallzahlen noch mal den Aspekt, der gerade in der Befragung im ländlichen Raum eine große Rolle gespielt hat: auf dem Land seien die Menschen zurückhaltender in Bezug auf das Outing ihrer sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität.

„Also das weiß ich nicht, aber das sind jetzt ja auch – ich meine, ich arbeite jetzt seit fast 20 Jahren hier in diesem Bereich, auch wirklich hier für diesen Landkreis so, und haben ja gehört, es sind verschwindend geringe Leute, die ich im Kopf hätte so, das bedeutet ja nicht, dass nicht noch viel mehr gibt, aber das müssten dann diese Gruppen vielleicht auch ein bisschen offensiver posten oder so, dass es dann vielleicht mehr auch angenommen

würde, das kann ich mir dann vielleicht schon vorstellen [...], weil es auch glaube ich noch nicht so offensiv gelebt wird. Also es ist – ich will jetzt nicht sagen, dass es hier immer noch so ein Geheimnis ist oder irgendwas, was man nicht hat oder nicht macht oder sowas, aber ich glaube schon, dass es, gerade weil es nicht so häufig ist, dass es doch eher für sich selber organisiert wird so und dass es dann nicht so ist, dass die Leute dann sagen, dann gehen wir jetzt mal schön da in die Kneipe, da steht dann ein Schild wo hier Selbsthilfegruppe so und so ist“ (**Otto, 159**).

5.3

UNTERSTÜTZUNGS- UND INFORMATIONSBEDARF DER MITARBEITENDEN

Die Datenlage zu LGBTI* ist nach wie vor sehr schlecht. Unterstellt man, dass sich 11,2% der 14 - 29jährigen als lesbisch, schwul, bisexuell oder trans* bezeichnen (vgl. Deveau, 2016 und Kap 2.), bzw. je nach zugrunde gelegter Definition allein zwischen 2.000 und 100.000. Personen in Deutschland als trans* (vgl. Antidiskriminierungsstelle des Bundes, 2019), so wird von diesen Personen in den Jugendeinrichtungen in der von uns befragten großstädtischen und ländlichen Region kaum etwas sichtbar.

Die Ursachen dafür können vielfältig sein. Aus unserer Sicht ist eine der Ursachen jedoch die Unsichtbarkeit der queeren Jugendlichen und das Nicht-Hinsehen, nicht Nachfragen, nicht Ansprechen der Fachkräfte, selbst wenn die Vermutung besteht, dass queere Themen eine Rolle spielen. Dabei geht es uns nicht darum, Personen, die queer sind, kategorisch einen Beratungsbedarf oder Probleme zu unterstellen. Jedoch wird die sexuelle Orientierung oder

geschlechtliche Identität häufig aus Angst vor Diskriminierung oder Gewalt unsichtbar gehalten (vgl. Göth/ Jäger, 2019, S. 21ff.). Hiermit wird ein wesentlicher Teil der eigenen Persönlichkeit verschwiegen und die Auseinandersetzung mit geschlechtlicher und sexueller Identität, die gerade bei Jugendlichen eine wesentliche Entwicklungsaufgabe darstellt, kann nicht offen kommuniziert und durch Fachkräfte aus Jugendeinrichtungen unterstützt werden.

Hier wird also vonseiten der Untersuchenden ein hoher Unterstützungsbedarf der Fachkräfte gesehen, um dieser Aufgabe zukünftig besser gerecht werden zu können.

5.3.1

EIGENE KOMPETENZ(UN) SICHERHEITEN

Auch vonseiten der Fachkräfte wird die Kompetenz in Sachen LGBTI* eher als gering angesehen und es wird Unterstützungsbedarf angemeldet. **Otto** formuliert es so:

„Ich spreche es im Moment nicht an, weil dieses Mädels gerade glaube ich andere Baustellen hat, die ich mit begleite. Und ich auch gar nicht weiß, wie weit sie so wirklich offen jetzt dafür ist oder sowas, weil das einfach nicht – im Moment nicht zu unserer Arbeit gehört, so würde ich es mal so sagen, also zu dem, was wir so haben und wo ich sie unterstütze. Ich würde mir aber schon vielleicht auch wünschen, also auch von mir, dass ich ein bisschen mehr Ideen hätte, dass ich so einen Menschen anspreche“ (**Otto, 42**).

Neben der Kompetenzunsicherheit wird an diesem Zitat die häufig unterschätzte Kausalität von Problemlagen, Symptomen

und Ursachen deutlich. Unsicherheiten in der geschlechtlichen oder sexuellen Identität wirken sich auch auf andere Lebensbereiche aus und können auch dort zu Problemen und Vermeidungsstrategien führen. So berichtet uns eine Person von einer Schüler*in, die aufgrund eigener Unsicherheiten in der geschlechtlichen Identität zur Schulvermeidung neigt, um damit die Auseinandersetzung mit Mitschüler*innen zu vermeiden. Wird hier nur das Problem der Schulvermeidung gesehen, so greifen alle Maßnahmen zu kurz.

Die eigenen Kompetenzen der Befragten werden regelmäßig hoch eingeschätzt was die allgemeine Kommunikationsfähigkeit angeht, die wertschätzende Haltung und die Offenheit gegenüber queeren Themen. Große Kompetenzunsicherheiten werden benannt in Bezug auf spezielle Hilfsangebote in der Umgebung, Sprachfähigkeit in Bezug auf szenespezifische Begriffe und den Umgang mit queeren Themen allgemein.

Mayering/ Langenscheidt fassen ihre Unsicherheit, selbst als Begleitung angefragt zu werden, wenn Lehrende in der Klasse aufgrund eines ‚Falls‘ in der Klasse über trans* sprechen wollen folgendermaßen zusammen: „Nee, und die Unsicherheit jetzt bei unserem Fall ja auch, ne? Da – die Lehrerin „Was mache ich jetzt?“ Die will das jetzt vor der Klasse erzählen und wie=wie gehen wir da weiter mit um und was braucht sie denn eigentlich noch so an Unterstützung, wie kann man sie ein bisschen stärken auch und da wäre ich jetzt auch überfordert muss ich sagen, also gerade bei der [Kind 8, weiblicher Vorname] und dann [Kind 8, männlicher Vorname], das ist so dieses – ich weiß ja nicht, man nennt es ja glaube ich dann – oder wie nennt man es dann, wenn=wenn sie – man muss ja aufpassen, da gibt es ja auch Formulierungen, die nicht mehr so ((lachend)) angesagt sind, ne?“

Sie will kein Mädchen mehr sein, sie will ein Junge sein, wie würde ich es jetzt bezeichnen?“ (**Mayering/ Langenscheidt, 47**).

Wenn relativ einfach anzueignende Begrifflichkeiten fehlen, wird auch die Sprachfähigkeit zu dem Themenfeld eingeschränkt und damit auch die Möglichkeit, sich in dem Thema sprachlich sicher zu bewegen.

Clausen sagt von sich, ungefähr zwei Fälle von trans* Personen im Jahr zu haben, und beschreibt die eigene Kompetenz und die des Teams in der Begleitung folgendermaßen:

„Also wenn es um Fragen der – sagen wir psychischen Identität geht, da fühlen wir uns ganz gut gerüstet, weil das ist nicht so grundsätzlich anders als was wir sonst auch haben bei jungen Leuten, ein anderes Thema zwar, aber es geht ja ganz viel um Identitätsfragen hier. Weniger gut gerüstet fühlen wir uns, wenn es in den Bereich geht gerade wenn Operationswunsch da ist oder Wunsch, die Identität oder eine andere Identität, eine sexuelle Identität anzunehmen, dann – wie das eigentlich so technisch vor sich geht, welche Risiken damit verbunden sind, was mit den – mit der Vorlaufphase ist, von – mit den Hormongaben, mit Psychotherapie, die erforderlich ist und ähnliches.“ (**Clausen, 30**).

Hier wird deutlich, dass in diesem Fall eine allgemeine Sprachfähigkeit vorhanden ist und es eher um Spezialwissen geht, dass an anderer Stelle abgerufen werden kann.

Garrelts/Groß bringen noch einen anderen Aspekt mit in die Diskussion um die eigenen Kompetenzen ein. Sie betonen, dass das Ansprechen von Sexualität im Allgemeinen und queeren Themen im Speziellen immer auch eine Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität nötig macht. Hier wird sehr eindrücklich

beschrieben, wie die Auseinandersetzung mit der sexuellen Orientierung von jugendlichen Person, die **Garrelts** betreut hat im Laufe der Jahre, immer wieder zu einer Verunsicherung der eigenen Person führt: „Und man muss sich, und das ist echt schwer, ich habe es ja nun dreimal wirklich – und zweimal richtig – also intensiv auch, man – ich habe mich – nicht man, ich habe mich in dieser Zeit ganz intensiv mit meiner eigenen – wie denkst du überhaupt darüber, wie gehst du da überhaupt mit um, kannst du da überhaupt mit umgehen, kannst du das aushalten, also ganz viele Sachen, die mich nach der Arbeit beschäftigt haben, was überhaupt nicht meine Natur eigentlich ist. Wenn ich hier raus gehe, dann bin ich fertig. Und das hat mich aber nicht losgelassen. Das hat viel Diskussionen mit mir selber gegeben und wo warst du eigentlich als Jugendliche unterwegs und das hat mich auch nochmal zurückgeworfen wie kein anderes Thema und es hat mich nie betroffen, also ich habe – in meiner eigenen Rückblende hat sich für mich nie die Frage ergeben, gehst du da oder da hin, für mich war das ganz klassisch klar, aber diese Situation mit dieser Frau aus [Stadt 36] hat mich tatsächlich nochmal – warum eigentlich nicht? Warum hast du dir eigentlich nie die Möglichkeit gegeben das mal auszuprobieren oder zu sagen, bevor ich heirate, Kinder kriege und so einen Kram verlasse ich den Pfad nochmal“

(Garrelts/ Groß, 395).

5.3.2

WEITERBILDUNGS-STRATEGIEN

Aus den bisherigen Betrachtungen wird deutlich, dass einerseits wenig (Fach-)wissen vorhanden ist, andererseits der Schulungsbedarf als nicht so hoch angesehen wird, weil die Fallzahlen als sehr gering eingeschätzt werden. LGBTI* wird in den Einrichtungen selten wahrgenommen. Aus der Nicht-Wahrnehmung wird eine Nicht-Existenz im eigenen Umfeld geschlussfolgert.

Die Befragten geben an, einen möglichen Schulungsbedarf dann decken zu wollen, wenn er akut vorhanden ist oder man, wie es eine befragte Person ausdrückt, nicht mehr wegsehen kann:

„Nee genau, aber – genau, das ist das, was für mich so, ja, dahinter steht, sodass es eben gerade jetzt nicht so ist, dass ich sagen würde, ich würde jetzt sofort ein Wochenende dafür investieren so, sondern ich würde dann, wenn ich jetzt tatsächlich vielleicht auch ein bisschen, ja, nicht mehr weggucken kann oder sagen muss, ok, jetzt wird es doch mein Thema, so weil ich einfach jetzt merke so, jetzt ist es da, dann würde ich was machen glaube ich“ (Otto, 90).

Deutlich wird also, dass aufgrund des fehlenden Bewusstseins bezüglich des Themas häufig kein Bedarf gesehen wird.

Das sehen **Garrelts/Groß** selbstkritisch und anders:

„Das ist jetzt als Fachfrau das im Kopf habe, wie alle anderen Fragen, die ich eigentlich auch für mich erstmal abhake, gibt es ein Problem, Drogenproblem, hast du ein Problem mit deinem

Freund, ist – wirst du gemobbt, hast du eine Lernschwäche, hast du – also alles, was man so an Sachen mit sich tragen kann als Paket, weswegen das jetzt gerade da explodiert, habe ich das für mich selber gar nicht im Kopf. Und das muss ich ja auch erstmal im Kopf haben, bei meinem ganzen Fragenkatalog, den man ja so abspielt, muss ich mich ja auch fragen, warum hast du das nicht im Kopf, warum ist das nicht was, was du ansprichst, warum – so. Und wenn ich aber eine Fortbildung machen würde, was ich noch nie speziell zu diesem Thema gemacht habe, wünsche ich mir für mich selbst, dass ich das in diesen Fragenkatalog aufnehme, damit auch ich ganz anders damit umgehe. Weil wenn es offensichtlich ist, klar, oder wenn jemand zu mir kommt und sagt „Natürlich helfe ich dir, ist doch gar keine Frage, weil ich bin dem Thema offen gegenüber und du wirst bei mir keine Vorurteile erleben.“ Aber es gehört nicht zu meinem [Kolleg*in 9], denk daran, das musst du abfragen.“ (Garrelts/ Groß, 350). Sie betonen damit den erhofften Wissens- und Bewusstseinszuwachs durch eine Schulung.

In wieweit Bewusstheit eine wichtige Rolle spielt, um Bedarfe von queeren Jugendlichen zu erkennen und auch anzusprechen soll im Weiteren noch thematisiert werden.

5.4

BEWUSSTSEINS-KONTEXTE IN JUGENDEINRICHTUNGEN

Glaser und Strauss haben in den 1960er Jahren die Interaktion zwischen Sterbenden und Professionellen analysiert. Sie stellten fest, dass das Wissen um die Situation entscheidend für die Interaktion ist. Plummer entwickelte basierend darauf eine Theorie der „Awareness of Homosexuality“ (Gerlach et al. 2018, S. 199).

Er zeigt auf, dass die Interaktion zwischen hetero- und homosexuellen Menschen durch das Wissen, die Ahnung oder auch vom Nicht-Wissen sehr beeinflusst wird. Sowohl das Sterben als auch die Nicht-Heteronormativität können als Tabu-Themen angesehen werden.

Bewusstseinskontexte beschreiben einerseits den Umgang mit der eigenen geschlechtlichen oder sexuellen Identität als auch den Umgang bzw. die Bewusstheit des Gegenübers in der jeweiligen Interaktion. Gerlach et al. erweiterten ihre Analyse der Interaktion, indem sie Interaktionen von homosexuellen Pflegeheimbewohner*innen mit ebenfalls homosexuellen Mitarbeiter*innen der Einrichtungen analysierten. In diesen Fällen treffen ggf. unterschiedliche Bewusstseinskontexte aufeinander.

Da bei der vorliegenden Untersuchung ebenfalls homosexuelle, bisexuelle, intersexuelle* Akteur*innen und oder vermutete Transmenschen* „bewusst“ thematisiert wurden, eignet sich diese Erweiterung der Bewusstseinskontextbeschreibungen auch für die Interaktionen der Professionellen und Jugendlichen der Jugendhilfeeinrichtungen.

Im Folgenden werden die zentralen Bewusstseinskontexte, die in dieser Studie gefunden wurden, skizziert und die daraus resultierenden Folgen abgeleitet.

GESCHLOSSENER BEWUSSTSEINSKONTEXT

In diesem Fall wird von Jugendlichen gegenüber dem Umfeld, der Familie oder auch den Mitarbeiter*innen der besuchten Einrichtungen die geschlechtliche und sexuelle Identität verheimlicht und diese von der Heteronormativität abweichende Identität auch von der anderen Seite nicht wahrgenommen. Anderen Personen gegenüber kann jedoch



parallel z.B. Homosexualität gelebt werden. So wird von einem Großteil der Mitarbeiter*innen von Einrichtungen im ländlichen Raum, die nicht explizit Angebote für LGBTI* Jugendliche vorhalten, das Thema nicht bei der Analyse von Problemen von Jugendlichen in der Hinterkopfkommunikation bedacht. Zu Beginn der Gespräche wurde ausdrücklich formuliert, dass dies nicht zentrale Themen seien, sondern Drogen, Ritzen, Gewalt.

Auf Nachfrage, wie oft sie mit Jugendlichen zu tun hätten, die dem LGBTI* Spektrum zuzuordnen seien, kam oft die Antwort, dass es maximal 3 - 5 Jugendlichen in 20 Jahren gewesen seien. Erst während der Interviews kam es zeitweise zu einem erweiterten Verständnis von möglichen Ursachen für Probleme von Jugendlichen, die mit ihrer geschlechtlichen oder sexuellen Identität zu tun haben könnten.

Es wurde dann davon ausgegangen, dass im ländlichen Raum Eltern sehr konservativ seien, Jungen stärker als in der Stadt mit herkömmlichen Männlichkeitsvorstellungen konfrontiert seien und deshalb ein Coming-out vermieden. Dazu würden sie dann zumeist in eine Großstadt gehen, um dann ggf. nach ihrem Coming-out und mit einer stabileren Identität zurückzukommen.

„Die Erwartungshaltung ist noch mal enger geknüpft, habe ich das Gefühl, es ist nochmal ein ganz engerer Pfad, auf den sich dann auch – also generell glaube ich hier im ländlichen Bereich die Kinder bewegen sich und es wird von ihnen ein bestimmtes Verhalten erwartet und ein, ja, Abweichen von diesem Weg führt zu Stigmatisierung und das nicht nur im Familienkontext, sondern auf den Dörfern natürlich in so einem – also in einem noch größeren Druckgebilde, könnte ich mir vorstellen [...] Und das wird totgeschwiegen“ (**Garrels/Groß, 153 - 154**). Die Aussage „Also rühr das jetzt nicht an, sonst werden noch alle

schwul“ (**Garrels/Groß, 208**) lässt zudem darauf schließen, dass ein Abweichen von der Heteronormativität im ländlichen Raum von vielen Menschen immer noch mit einer (ansteckenden) Krankheit assoziiert wird.

Die negative Erwartungshaltung der Jugendlichen scheint dann davon geprägt zu sein, dass sie auch Mitarbeiter*innen der Einrichtungen nicht gezielt ansprechen, Selbstbezeichnungen aber auch ebenso Symboliken und Signale vermeiden.

Einrichtungen, die Freizeiten für Jugendliche anbieten, thematisieren zwar sexuelle Übergriffe der Erwachsenen gegenüber Jugendlichen in Fortbildungen, nicht aber geschlechtliche und sexuelle Vielfalt bei Jugendlichen. Somit sind auch (teilweise ehrenamtliche) Mitarbeitende weder sensibilisiert noch vorbereitet auf dieses Themenspektrum.

GESCHLOSSENER BEWUSSTSEINSKONTEXT DER VERMUTUNG

In diesem Fall vermuten Mitarbeiter*innen, dass z.B. eine Homosexualität vorliegt, während die Person selbst ihre Homosexualität geheim halten will. So hält eine Mitarbeiter*in seit seiner Jugend Kontakt zu einem mittlerweile erwachsenen Mann. Sie vermutet, dass er homosexuell ist, aber es wird nie zum Thema in den Kontakten.

„Also ich bin ganz nah an ihm dran, dass ich ein ungutes Gefühl habe durch diese – in diesem Leben, in dem er jetzt lebt [...] Also ich glaube, dass das noch kommt, aber das kann auch nur mein fehlgeleiteter – eine Interpretation sein [...] Die Art wie er sich verändert hat und wie sein Äußeres sich verändert hat, wie er mit sich umgeht, da ist einfach – nein, ich kann mich auch irren“ (**Garrels/Groß, 147**)

BEWUSSTSEINSKONTEXT DER TABUISIERTEN OFFENHEIT

In diesem Fall liegt zwar das Wissen um die Nicht-Heteronormativität oder die jeweilige geschlechtliche Identität vor, es wird allerdings nicht offen darüber gesprochen.

„Also aktuell [...] haben wir so eine Jugendliche, die na ja, die kommt ganz selten nur noch, [...] ja wir haben auch einen Jungen, der hat sich sogar umbenannt in (Frauenname) aber die stehen da nicht offen zu, ne? Und bei einigen erahnt man das.“ (**Trapp/Lange, 56, 57**).

Das Wissen wird festgemacht einmal an der Namensänderung eines Transmädchens, und umgekehrt bei einem Transjungen wird es erkannt „am ganzen Kleidungsstil schon und die Interessen, alles. Sie ist nicht so das typische Mädchen in Anführungszeichen“ (**Trapp/Lange 56**). Das Transmädchen besteht darauf mit seinem Mädchennamen angesprochen zu werden, aber „Sie reden nicht öffentlich darüber. Also, ich weiß bei manchen auch nicht, wenn wir sie darauf ansprechen würden direkt, also sie zieren sich da sehr. Ich – weil es ihnen tatsächlich peinlich ist ganz oft“ (**Trapp/Lange, 71**).

PROTOTYPISCHE IDENTITÄTSKONSTRUKTION MIT EINEM TEILOFFENEN UMGANG

Teiloffenheit bedeutet, dass unterschiedliche Bewusstseinskontexte vorliegen, eine Ambivalenz zwischen Offenheit und Geheimhaltung besteht. Biografische Diskriminierungserfahrungen können zu einem Verheimlichen in bestimmten Situationen führen. Die Mitarbeiter*in einer Einrichtung schildert, dass ein junges Mädchen mit Migrationshintergrund begleitet wurde, deren Eltern die Homosexualität der Tochter nur schwer akzeptieren konnten, weil diese Lebensweise in der Herkunftsgesellschaft tabuisiert ist.

In einem anderen Fall lehnte der Vater die Verhaltensweisen seines Kindes ab, der „aber gerne ein Mädchen sein wollte und unseren Nachmittag immer nutzte, um sich zu verkleiden... der hat Puppen geklaut [...] klassische Mädchenrollen eigenommen. Und es gab einfach Konflikte zu diesem Thema“ (**Dreier, 8**). „Also es war zwar bekannt, aber es wurde nicht benannt. Also es wurde nicht klar gesagt, es ist auch ein Problem für das Kind. Es kann sich eigentlich nicht entwickeln, so wie es sein müsste, sondern es wurde als Spleen abgetan: „Dann lass ihn halt“. Aber offensichtlich war es mehr.... Allerdings sind wir keine Beratungsstelle (**Dreier, 14**). An dieser Stelle wird auch deutlich, dass es nicht zum Selbstverständnis der Einrichtung gehört, Eltern zu beraten. Zudem erscheint Nicht-Heteronormativität die Kompetenzen der Mitarbeiter*innen zu überfordern „es gibt keine explizit fachkundige Ausbildung“ (**Dreier, 14**).

OFFENER BEWUSSTSEINSKONTEXT

Hier ist die Interaktion gekennzeichnet durch offene Interaktionsstrategien der LGBTI* Menschen und dem Wissen des sozialen Umfeldes darum.

In mehreren Fällen lebten Interviewpartner*innen, die mit Jugendlichen arbeiten, offen homosexuell bzw. bisexuell. Sie werden sowohl von Jugendlichen als auch von Mitarbeiter*innen angesprochen.

„Also ich glaube, dass das bei mir sehr viel ist, weil ich ja selber lesbisch bin und mit einer Frau verheiratet und ganz viele wissen das, (Lachend) so das ist glaube ich immer eine gute Voraussetzung, dass die Jugendlichen dann zu mir kommen und weil ich halt viel zu Männer-/Frauenthemen arbeite, da ist es manchmal so, dass z.B. wenn man auf – wenn wir jetzt Juleica-Schulungen zu dem Thema

anbieten, dann kommen schon nachher Jugendliche und stellen irgendwie Fragen [...]: Wie gehe ich als schwuler Gruppenleiter mit meiner Rolle hier um... Was mache ich in meiner Ehrenamtlichkeit [...] muss ich da jetzt irgendwie was Spezielles bedenken? ...Wie ist das mit Duschsituationen...?

(Dreier, 11).

Das Konzept der Bewusstheitskontexte ist u.E. geeignet, deutlich zu machen wie stark das Offenlegen der eigenen geschlechtlichen und sexuellen Identitätskonstruktion in Interaktionen von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geprägt ist. Eine Tabuisierung bzw. Ausklammerung oder Missachtung von nicht heteronormativen Lebensweisen aus dem Wahrnehmungshorizont der Mitarbeiter*innen in Jugendeinrichtungen prägt die Interaktion mit den Kindern und Jugendlichen. Diese spüren wiederum die Ausprägungen der (oft impliziten) Denk-, Fühl- und Handlungsverbote, der fehlenden erfahrbaren Anerkennung und auch Missachtung in der Kommunikation, die zur Produktion gesellschaftlicher Unbewusstheit (vgl. Erdheim 1988) führt. Ziel wäre es, offene Bewusstheit zu schaffen, die Anerkennung ermöglicht und erfahrbar macht.

5.5

UNTERSCHIEDE STADT – LAND

In der ländlichen Region wird deutlich, dass das Thema Homosexualität noch als starkes Tabuthema angesehen wird. Es besteht allgemein die Auffassung, dass in den engen dörflich geprägten Strukturen ein homosexuelles Leben, bzw. zunächst ein Coming-out, nicht gut zu realisieren sei:

„Die Erwartungshaltung ist noch mal enger geknüpft habe ich das Gefühl, es ist nochmal ein ganz engerer Pfad, auf den sich dann auch – also generell glaube ich hier im ländlichen Bereich die Kinder bewegen und es wird von ihnen ein bestimmtes Verhalten erwartet und ein – ja, ein Abweichen von diesem Weg führt zu Stigmatisierung und das nicht nur im Familienkontext, sondern tatsächlich auch gerade auf den Dörfern natürlich in so einem – also in einem noch viel größeren Druckgebilde, könnte ich mir vorstellen.“

(Garrelts/ Groß, 153).

Die Jugendlichen, so wird beobachtet, aber auch als folgerichtig empfunden, müssten zunächst in größere Städte, um sich dort in der Freiheit der Anonymität finden zu können, um dann, gegebenenfalls, entsprechend gestärkt in ihrer Identität zurückkehren zu können.

„Aber man muss sagen, so Jugendliche, die dann, ja, sozusagen homosexuell sind, die dann sozusagen – wo sich das sozusagen in der Pubertät herauskristallisiert hat, die sind meistens dann oder so in Großstädte gezogen, [Stadt 28] oder [Stadt 29], also so Großstädte gezogen oder haben dann sich nochmal ganz anders sozusagen entwickelt so.“

(Dohlmann, 23)

Die Menschen, die ihre Homosexualität in der ländlichen Region selbstverständlich leben würden, wären häufig ‚Zugezogene‘.

Trans* Menschen werden in der ländlichen Region als sehr exotisch und große Ausnahme wahrgenommen. So wird, fast verschwörerisch, von Männern berichtet, die nachts in Frauenkleidern gesehen worden sein sollen (vgl. Theilen, 95). Überdies begegnet uns in diversen Interviews in der Region immer wieder der gleiche Fall einer jugendlichen Trans-Person, die demnächst in die Region ziehen soll, von der aber schon vorher diverse Institutionen, auch unbeteiligte gehört haben. Bei den Schilderungen wird immer wieder die Einzigartigkeit des Falles betont und auch die fehlende Strategie zum Umgang mit dieser Person deutlich.

DAS THEMA INTERSEXUALITÄT WIRD IN DER LÄNDLICHEN REGION GAR NICHT THEMATISIERT.

In der städtischen Region war das Bewusstsein bei den Interviewten bezüglich der Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Identität ausgeprägter vorhanden. Die Fachkräfte berichten mit nur einer Ausnahme von queeren Jugendlichen, zu denen sie in ihren unterschiedlichen beruflichen Kontexten Kontakt hatten. Quantitativ am häufigsten vertreten waren dabei schwule und lesbische Jugendliche sowie Jugendliche, die durch Crossdressing auffielen. Gleichwohl stellten einige Befragte heraus, dass das Thema Queerness und sexuelle Vielfalt im Arbeitsalltag und Kanon möglicher Themen eins unter vielen ist: „Bisschen das Problem bei den gruppenleitenden Schulungen ist ja so, das wird ja wahrscheinlich den Verbänden grundsätzlich so gehen, dass wir so super viele ((lachend)) wichtige Themen haben, die wir irgendwie unterbringen müssen und da muss man halt

einfach gut gucken, wie kriegt man das hin, weil wenn man so sehr viele Sachen reinpackt, dann ist es manchmal ja so, dass man die Sachen nur so anreißt und nicht gescheit macht, ((lacht)) also da muss man halt gut gucken, wie kann das funktionieren, dass man sozusagen die Themen, die unbedingt vorkommen müssen, drin hat und aber auch so unterschiedliche Sachen wie diese ganzen Toleranz- und Diversitätsthemen da mit unterbringt und den Sachen aber auch gerecht wird und da irgendwie so das nur so kurz anzureißen, das finde ich immer schade“ **(John, 15).** Und: „Ich glaube aber, dass wir momentan so andere, größere Themen haben, die wir bearbeiten müssen, die einfach von der Masse vermehrt sind“ **(Zimmermann, 51).**

Die Befragten gaben mehrheitlich an, sich im direkten Umgang mit LGBTI* Jugendlichen und in Beratungssituationen zum Thema sexuelle Orientierung sicher zu fühlen. Diese Einschätzung der eigenen Kompetenz bezogen sie dabei aus einer als durchweg offen bezeichneten eigenen Haltung, die dabei weniger auf Fachwissen, sondern mehr auf eben dieser Einschätzung beruht: „Sehr allgemein würde ich sagen, also überhaupt nicht spezialisiert oder spezifiziert oder geübt, überhaupt nicht. Ich hab darüber nachgedacht, ich bin aufgeklärt und nichts ist mir fremd – würde ich behaupten an dieser Stelle und ich hätte keine Berührungängste mit diesem Thema, das wäre nicht die Problematik“ **(Hilbers, 64).**

Als hilfreich erachtet wurden Fortbildungen im Themenfeld LGBTI*, sollte der Beratungsbedarf in diesem Bereich vermehrt aufkommen: „Ich glaube, die meisten Kollegen wären bereit, wenn da wirklich was Größeres aufkommen würde, sich dahingehend schulen zu lassen“ **(Zimmermann, 51).** Die diesbezügliche derzeitige Kompetenz von Kolleg*innen wurde von den Befragten als mehrheitlich ausbaufähig



und damit eher niedrig eingestuft. Es fehle an belastbarem Fachwissen: „Und da haben wirklich viele gesagt, dass sie sich überhaupt noch nie Gedanken über dieses Thema gemacht haben und dass sie überhaupt auch gar keine Ahnung davon hatten“ (**John, 35**).

Die Beschäftigung mit Queerness in Leitlinien oder Rahmenrichtlinien fehlte überwiegend und wurde von einem Befragten auch im Falle einer möglichen Überarbeitung nicht als speziell zu thematisierender Arbeitsbereich gewertet: „Aber ich würde jetzt keinen besonderen Handlungsspielraum dort noch mal aufmachen oder so einen Handlungsschwerpunkt.“ (**Dreier, 36**).

Das Spektrum der befragten Einrichtungen lag im städtischen Bereich insgesamt zwischen zwei Polen: Von einer Einrichtung, in der der Besuch als queer gelesener Jugendlicher völlig negiert wurde: „Also da haben wir mit ganz anderen, eher so mit Ritzen zu tun oder manche greifen schon so früh zum Alkohol. Also ganz andere Themen. Ist mir so noch nie vorgekommen, nein“ (**Caras, 94**), zu einer Einrichtung, die für ihre queerspezifischen Angebote bekannt ist und von Jugendlichen aus entfernteren Städten aufgesucht wird: „Einfach, dass es kein Angebot gibt, also sozusagen wo sollen sie hin, wo kann ich mich mit Freunden in einer lockeren Runde treffen, also wo es einfach nette Leute mit denen ich irgendwie durch meine sexuelle Orientierung in Anführungszeichen kein Problem habe oder ich nicht sozusagen nicht Gefahr laufe ein Problem zu bekommen“ (**Landmeier, 95**).

Die Ausrichtungen der dazwischenliegenden Einrichtungen erscheinen offen, aber eher unspezifisch. Der Zugang zum Themenfeld und entsprechenden Jugendlichen zeigte sich auch personenabhängig. Eine biografische Disposition im Sinne einer eigenen, nicht heteronormativen Lebensweise wurde als

gesprächsöffnend für Diversitätsthemen und als spezielle Unterstützung für Jugendliche gewertet: „Von daher glaube ich, dass es auch so funktioniert, aber ich glaube, in meinem Fall ist es halt einfach – also es ist halt automatischer präsent, also ich brauche mich da jetzt nicht hinstellen und sagen „Hier, wir reden jetzt mal – wir reden jetzt mal“ ((lacht)), sondern es ist einfach so im Alltagsgespräch. So. Ich glaube, das ist eine natürlichere Herangehensweise. Von daher finde ich es persönlich da einfacher. Und ich würde schon auch sagen, dass die Kolleginnen und Kollegen da weniger mit dem Thema Berührungspunkte haben, würde ich jetzt mal so denken. Also die anderen, ja“ (**John, 27**).

6

EMPFEHLUNGEN

Aus den Untersuchungen ergeben sich zahlreiche Handlungsbereiche, die wir nachfolgend in drei Bereiche untergliedern.

6.1

PÄDAGOGISCHE KONZEPTE

Die von uns befragten Fachkräfte haben vielfach eine pädagogische Ausbildung bzw. ein Studium, z.B. als Sozialassistent*in, Erzieher*in, Religionspädagog*in/ Diakon*in, Sozialpädagog*in/ Sozialarbeiter*in. In diesen Ausbildungen und Studiengängen kommt das Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt bzw. Diversity, wenn überhaupt, nur marginal vor. Eine Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle und Haltung in diesem Handlungsfeld kann somit im Studium/ in der Ausbildung nicht entwickelt werden und bleibt somit dem

privaten Engagement der Einzelnen überlassen. Nachdem deutlich wurde, dass die Entwicklung der eigenen geschlechtlichen und sexuellen Identität auch viele begleitende Schwierigkeiten wie Schulabstinenz (z.B. aus Angst vor der Auseinandersetzung mit der eigenen geschlechtlichen Identität und den damit verbundenen Reaktionen der Mitschüler*innen) nach sich ziehen kann, wird spätestens deutlich, dass die Auseinandersetzung mit Diversity auch ein Thema in Ausbildung und Studium sein muss. Hier gilt es, die Curricula entsprechend anzupassen und, damit verbunden, auch in den Ausbildungseinrichtungen zunächst die Fachkräfte, die hier die Kompetenzen vermitteln (sollen), entsprechend zu schulen und zu sensibilisieren.

INTEGRATION INS LEITBILD UND DIE KONZEPTIONELLE ARBEIT

Neben der Verankerung von Diversität in der Ausbildung sollten die Einrichtungen in ihren Konzepten das Thema Diversität und den Umgang der jeweiligen Einrichtung mit diesem Thema verankern. Die Einrichtungen geben durchweg an, dieses Thema bisher nicht konzeptionell verankert zu haben und berichten häufig von großen Unsicherheiten im Umgang mit LGBTI* Jugendlichen. Diese Unsicherheiten könnten abgebaut bzw. reduziert werden, wenn hier durch das Konzept eine Handlungsleitlinie vorläge und, durch die Auseinandersetzung bei der Erarbeitung des Konzeptes, eine Sensibilisierung für das Thema erfolgen würde. Es gibt zaghafte Versuche bei einigen Verbänden, auch kirchlichen Trägern, geschlechtliche und sexuelle Vielfalt stärker konzeptionell zu berücksichtigen. Auch hier erscheint ein partizipativer Ansatz sinnvoll, bei dem die Jugendlichen selbst an der inhaltlichen Gestaltung mitarbeiten (**vgl. John, 9**). So ließe sich auch eine gendergerechte Sprache und z.B. eine Berücksichtigung der Thematik bei

Ausschreibungstexten, der Konzipierung von Stellenbeschreibungen, Fortbildungen etc. systematischer umsetzen und trüge zu einer Normalisierung bei. Beispielhaft ist z.B. ein kirchlicher Verband, der beim Ausfüllen von Formularen nicht mehr nach dem Geschlecht fragt (**vgl. Dohlmann, 43**).

VERNETZUNGEN MIT ANDEREN EINRICHTUNGEN STÄRKEN

Eine intensivere Vernetzung von Jugendeinrichtungen mit z.B. Schulen und Beratungsstellen ist sinnvoll, um z.B. konzeptionelle Weiterentwicklungen und Fortbildungen gemeinsam zu planen und so ein gemeinsames Verständnis und eine reflektierte Haltung entwickeln zu können und sich z.B. in Situationen, in denen Jugendliche Probleme haben, gezielt an die entsprechenden Stellen wenden zu können.

FORT- UND WEITERBILDUNGEN

Es zeigte sich, dass erhebliche Kompetenzdefizite in den Einrichtungen bestehen. Neben einer Implementierung der Thematik in Curricula der Ausbildung und Einrichtungskonzepte sollten deshalb auch Weiterbildungen angeboten werden. Die Gesprächsteilnehmer*innen hatten hier unterschiedliche Vorstellungen, wie Mitarbeiter*innen weiter qualifiziert werden könnten, um ihre fachlichen und methodischen Kompetenzen im Umgang mit queeren Kindern und Jugendlichen zu erweitern aber auch ihre Haltung zu verändern.

Eine schrittweise Annäherung, stärker von der Leitung gesteuert So wurde von einigen Leitungskräften dafür plädiert, alle Mitarbeiter*innen zu Fachtagungen zu schicken, die mit Jugendlichen direkten

Kontakt haben (vgl. John, 64). Das komplette Team sollte teilnehmen, um den Diskurs anzuregen. Zur Vertiefung und zur Entwicklung von Nachhaltigkeit könnten anschließend kurze Informationsveranstaltungen und/oder Fortbildungstage im Team angeboten werden (vgl. John 64).

Ein partizipatives und sukzessives Vorgehen

Ein partizipatives Vorgehen – und damit von den Jugendlichen und den Mitarbeiter*innen stärker selbstgesteuerter Ansatz wird ebenfalls als eine Möglichkeit gesehen, Mitarbeiter*innen für die Thematik zu sensibilisieren und ihre Kompetenzen zu erweitern. Gerade im ländlichen Raum seien Eltern eher konservativ und könnten u.U. den Kontakt mit den Einrichtungen unterbinden, wenn die Einrichtungen die Thematik explizit aufnehmen, d.h. zu diesem Thema Fortbildungen besuchen würden, bzw. die Einrichtung in Leitbildern, Konzepten die LGBTI* – Thematik aufnehmen würde. Jugendliche und Mitarbeiter*innen könnten z. B. zunächst gemeinsam überlegen, wie sie sich der Thematik annähern, welche Medien sie nutzen wollen (z.B. Filme oder Theaterprojekte). (vgl. Garrelts/Groß, 204, 205; Mayering/ Langenscheidt, 82). Sukzessive könnten dann explizitere Maßnahmen geplant werden.

Queer lebende Mitarbeiter*innen

als Mentor*innen Ein weiteres eher niedrigschwelliges Vorgehen wird darin gesehen, Mitarbeiter*innen, die ihre queere Lebensweise offen leben, gezielter als Ansprechpartner*innen und Mentor*innen zu nutzen. Diese könnten sich zunächst – falls notwendig – weiter qualifizieren und dann Kolleg*innen im Sinne von Inhouseschulungen sensibilisieren und qualifizieren (Trapp/Lange, 270). Mit diesem Vorgehen könne langfristig an den Haltungen der Mitarbeiter*innen gearbeitet werden.

Da sich sehr unterschiedliche Vorstellungen über das Vorgehen zur Kompetenzerweiterung abzeichnen, scheint es sinnvoll, zunächst den jeweiligen Stand in den Einrichtungen zu erkunden und gemeinsam mit den Mitarbeiter*innen eine Vorgehensstrategie zu entwickeln.

BERÜCKSICHTIGUNG VON QUEEREN MITARBEITER*INNEN BEI DER EINSTELLUNGSPOLITIK

In mehreren Gesprächen mit Einrichtungen, die queer lebende Mitarbeiter*innen beschäftigen, wurde deutlich, dass die Sensibilität für diese Thematik größer ist und diese Mitarbeiter*innen auch als Ansprechpartner*innen für Jugendliche eher angenommen werden. Insofern macht es durchaus Sinn, neben Mitarbeiter*innen z.B. mit Migrationshintergrund auch Mitarbeiter*in mit dem Label „divers“ einzustellen. Dies kann Vorurteile abbauen, hat sogar ggf. einen Vorbildcharakter, um eigene Ängste vor einem Outing abzubauen. John geht davon aus, dass ihre offen gelebte lesbische Lebensweise die Kommunikation über dieses Themenfeld erleichtert, „also die Tatsache, dass ich lesbisch bin und mit einer Frau zusammenlebe, hat bei Jugendlichen super viel ausgelöst und ganz viel zum Nachdenken angeregt über eine Frage, mit der sich viele noch einfach überhaupt noch nicht beschäftigt haben, und da auch viele Gespräche zu dem Thema irgendwie entstehen [...] es ist automatischer präsent, also ich brauche mich da nicht hinzustellen und sagen `Hier wir reden jetzt mal,... sondern es ist einfach so im Alltagsgespräch. So, ich glaube, das ist einfach so eine natürlichere Herangehensweise“ (John, 21;27) Bei Jugendlichen können so Berührungsängste abgebaut werden „na also eigentlich habe ich gedacht, das ist total ätzend schwul zu sein, will ich im Leben nicht und dann bricht das ein bisschen auf und das finde ich sehr schön“ (John, 23).

SCHAFFUNG VON ANGEBOTEN

Einrichtungen sollten bei Nachfrage spezifische Angebote entwickeln, aber eher im bottom-up Verständnis. Die Befragten aus Einrichtungen, die im Sinne offener Jugendarbeit tätig sind, gehen überwiegend davon aus, dass es dem Verständnis von offener Jugendarbeit widersprechen würde, top-down spezifische Angebote zu entwickeln. Eine befragte Einrichtung bietet z.B. zwei Gruppen im Sinne eines offenen Cafés an. Es wird als Vorteil angesehen, sie als offene Gruppen zu deklarieren, da sich noch nicht alle Mitglieder geoutet haben (vgl. Landmeier, 16). Nicht jeder Verein benötige eine spezifische queere Jugendgruppe, sondern ein offenes Angebot, so könnte die queere Lebensweise in Alltagsnormalität einfließen (vgl. ebd. 28). Werden diese Gruppen von Mitarbeiter*innen oder Ehrenamtlichen geleitet, die selbst queer leben, ist die Möglichkeit, sich über Lebensgeschichten und Probleme auszutauschen, erleichtert. Haben die Jugendlichen dann eine stabilere Beziehung aufgebaut, entsteht dann oft der Wunsch, eine spezifische LGBTI* Gruppe zu etablieren (vgl. Landmeier 30, Trautmann, 55 - 61). Zudem kann ein Patensystem sinnvoll sein, um neuen Mitglieder einer Gruppe Sicherheit und Orientierung zu geben (vgl. Landmeier, 89).

6.2

INFRASTRUKTUR

ERREICHBARKEIT DES BERATUNGSANGEBOTS

Gerade in der ländlichen Region und den Außenbereichen der städtischen Region ist der öffentliche Personennahverkehr (ÖPNV) nicht immer zufriedenstellend. Jugendliche,

die sich für LGBTI* spezifische Angebote oder Beratungsstellen interessieren, müssen lange Wege auf sich nehmen und, gerade wenn sie nicht geoutet sind, für die aufgewandte Zeit entsprechende Erklärungen finden. Hier gilt es, das Beratungsangebot weiter auszubauen und durch barriereärmere Zugangswege wie Onlineberatung weiter zu entwickeln.

WISSEN ÜBER DAS BERATUNGSANGEBOT STREUEN

In den befragten Einrichtungen ist häufig nur wenig Wissen über mögliche Anlaufpunkte für Jugendliche vorhanden. Hier ist es notwendig, die vorhandenen Beratungsangebote weiter bekannt zu machen, z.B. durch Flyer oder Informationsbroschüren, die allen Jugendeinrichtungen zur eigenen Information und zur Weitergabe zur Verfügung stehen und vor Ort so ausgelegt werden, dass sie ohne gesehen zu werden mitgenommen werden können. So kann die Vermittlungskompetenz bei den Mitarbeitenden und das Wissen um Angebote bei den Jugendlichen mit einfachen Mitteln erhöht werden, aber auch Internetplattformen können genutzt werden, um einen Austausch der Jugendlichen zu ermöglichen.

RÄUMLICHE BEDINGUNGEN

Neben kleinen Zeichen, wie beispielsweise einem Regenbogen-Aufkleber an der Tür der Einrichtung, der LGBTI* Jugendlichen einen ersten Anhaltspunkt für die Offenheit und die Bewusstheit einer Einrichtung für das Thema Queer (analog auch für die anderen Themenbereiche möglich) signalisiert, ist auch die Einrichtungen von All-Gender-Toiletten eine Möglichkeit, die Sensibilität und Offenheit diesem Themenspektrum gegenüber zu signalisieren.

POLITISCHE FORDERUNGEN BZW. VERÄNDERUNGEN IM GESELLSCHAFTLICHEN DISKURS

Zum Schluss soll ein kurzer Bezug auf aktuelle Identitätsdebatten vorgenommen werden, um das Thema LGBTI* und damit auch das Thema dieser Studie zumindest ansatzweise im politischen und gesellschaftlichen Diskurs verorten zu können. Dabei werden mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben; also eher Anregungen zum kritischen Weiterdenken vorgestellt.

Seit dem 1. Januar 2019 hat die Bundesrepublik sich vom binären Code der Geschlechter verabschiedet. Nun gibt es die Möglichkeit, sich neben männlich und weiblich als divers zu benennen. Eintragungen können auch im Nachhinein geändert werden, wenn z.B. bei der Geburt ein ‚falsches‘ Geschlecht eingetragen wurde. Dennoch bedarf es immer noch einer ärztlichen Bescheinigung, wenn ‚mensch‘ intersexuell* ist. Dies wird u.a. von den Grünen und dem Lesben- und Schwulenverband kritisiert, da hiermit eine Pathologisierung und auch Entwürdigung einhergeht (vgl. Keßler 2018). Trotzdem ist dieses ein erster Schritt, geschlechtliche Vielfalt anzuerkennen. Medizinische Forschung und davon abgeleitete Diskurse und damit „soziale[...] Disziplinierung“ (Vahland 2018, S.9) mit all ihren Folgen haben jahrhundertlang mit der binären Codierung der Geschlechter Ungleichheiten produziert: das Patriarchat, die Geschlechterstereotypen und Männlichkeits- und Weiblichkeitsideologien, die ihren Niederschlag bis heute in Rollenklischees, Berufsorientierungen, geschlechtlicher Arbeitsteilung, Kleiderordnungen,

durchgegendertem Spielzeug etc. finden. Im internationalen Klassifikationssystem für Erkrankungen der Weltgesundheitsorganisation wird in der nächsten Ausgabe Trans* nicht mehr als Krankheit gewertet. Auch hier findet offensichtlich aktuell eine Änderung der Haltung statt (vgl. Le Ker, 2018).

Kritisch kann man mit Hornscheidt aber auch die Frage stellen, „Warum überhaupt Geschlechter?“ (2018, S.9). Hornscheidt fragt sich, ob es denn Sinn macht, nun Genderzuschreibungen weiter auszudifferenzieren und wozu das notwendig ist. Birgt dies nicht wieder die Gefahr weiterer Stigmatisierungen und Identitätszwänge? Viele Länder haben andererseits mittlerweile einen sprachlichen Ausdruck für eine dritte Person gefunden. In Schweden „hen“, in Neuseeland MX als Anrede. In England „they“ im Sinne einer genderlosen Form. In Deutschland müssten grammatikalische Normen geändert werden. Warum können wir nicht einfach von Menschen sprechen? Identität heißt immer auch dingfestmachen. Nach Hornscheidt wäre es auch möglich, „über Diskriminierungsstrukturen an Stellen zu sprechen, wo es um strukturelle Gewalt geht“ (S.9).

Michèa (2014) sieht in den Identitätsdiskursen die Gefahr, dass in der so genannten liberalen Gesellschaft ein Krieg aller gegen alle stattfinden könnte (vgl. S.94). In der liberalen Gesellschaft gilt nur das abstrakte Recht und der sich selbst regulierende Markt (vgl. S.82). Dies ermöglicht zumindest theoretisch eine bisher einmalige Emanzipation der Menschen. Zugleich besteht die Gefahr der Überforderung durch die unendlichen Möglichkeiten der eigenen Identitätsbildung



Fukuyama sieht die Entwicklung ähnlich. Er geht davon aus, dass Politik heute durch Identitätsfragen bestimmt wird. Theoretisch gibt es in liberalen demokratischen Gesellschaften wirtschaftliche und soziale Gerechtigkeit. Dieser Anspruch wird jedoch nicht erfüllt, sondern soziale und gesundheitliche Ungleichheiten führen zu einer Vielfalt von Diskriminierungen. Die Herstellung von ökonomischer Gleichheit wird seines Erachtens aber nicht mehr von den Linken fokussiert, sondern das Thema Identitätswahrung von benachteiligten Gruppen wie ethnischen Minderheiten, Frauen, „der LGBT-Community“ (Fukuyama 2018, S. 118 f). Identität ist für ihn zu der Leitidee von Politik geworden; immer mehr Gruppen fühlen sich ungerecht behandelt. Die Mehrheitsgesellschaft soll in diesem Verständnis gerade die Unterschiede anerkennen, jede separate Kultur hat danach für andere nicht nachempfindbare Lebenserfahrungen, die bisher unsichtbar waren und unterbewertet wurden. Für Fukuyama lenkt diese Identitätspolitik jedoch von den relevanten gesellschaftlichen Problemen

ab: der zunehmenden Kluft zwischen Armen und Reichen, der Ausbeutung der Natur, der Menschen in der sogenannten dritten Welt. Fukuyama sieht darin eine Gefahr für die Demokratie, wenn Partikularinteressen gesamtgesellschaftliche Interessen dominieren. Das Problem besteht nach Fukuyama darin, dass wirtschaftliche Not nicht mehr als „materielle Entbehrung, sondern als Identitätsverlust empfunden wird“ (S. 120). Und dies bereitet nach Fukuyama für die nationalistischen und in den USA auch religiös Konservativen den Boden. In diesem Sinne geht es auch bei den LGBTI* geprägten Diskursen um die Anerkennung der Identität, von Eigensinn. Ziel sollte es jedoch auch sein, immer gesamtgesellschaftliche Ungleichheiten mit zu bedenken und nach dem Gemeinsamen, den Schnittmengen zu suchen, um Solidaritätserfahrungen zu ermöglichen.

Oder, wie Adorno es ausdrückt: „Ohne Angst verschieden sein können.“ (1986, S. 131).



A1

FRAGEBOGEN ZU GRUPPENINTERVIEWS MIT EXPERT*INNEN AUS EINRICHTUNGEN MIT SPEZIELLEN LGBTI* ANGEBOTEN IN EINER STÄDTISCHEN UND EINER LÄNDLICHEN REGION

- Bitte um Vorstellung und Skizzierung ihres Arbeitsbereiches
- Wo liegen die Bedarfe von Kindern und Jugendlichen in Bezug auf die unterschiedlichen geschlechtlichen Identitäten und sexuellen Orientierungen?
- Welche Angebote werden seitens der Fachexpert*innen wahrgenommen, welche Angebote gibt es?
- Welche Defizite in der Angebotspalette der Kinder- und Jugendhilfe lassen sich identifizieren?
- In welcher Weise ließe sich LGBTIQ als Thematik in allgemeine Angebote der Kinder- und Jugendarbeit, Kindergärten und Schulen implementieren?
- Welche Fragen sollten wir bei unserer Erhebung in Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit stellen?
- Gibt es weitere Aspekte, Hinweise, Fragen etc., die wichtig erscheinen?

FRAGEBOGEN ZUR BEFRAGUNG DER MITARBEITENDEN AUS JUGENDEINRICHTUNGEN VORSTELLUNG PERSON/PROJEKT INFORMATION ZUR AUFZEICHNUNG UND UNTERZEICHNUNG EINVERSTÄNDNISERKLÄRUNG

- Können Sie uns/mir zum Einstieg skizzieren, in welchen Arbeitsbereichen Sie hier tätig sind?
- Haben Sie beruflich schon einmal Kontakt zu LGBTI* Personen gehabt?
- Fühlen Sie sich gerüstet, wenn ein*e Jugendliche*r sich mit Fragen aus dem queeren Spektrum an Sie wenden würde?
- Könnten Sie Hilfestellung geben, wenn Sie erleben, dass Jugendliche/Kinder aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität Ihre Unterstützung benötigen?
- Welche unterschiedlichen geschlechtlichen Identitäten und sexuellen Orientierungen sind Ihnen bekannt?
- Wenn Sie an das Thema LGBTI* denken, wo würden Sie Ihre Einrichtung verorten? Fand oder findet eine Auseinandersetzung damit bereits statt?
- Kennen Sie Angebote in Ihrer Stadt/in Ihrem Kreis, die zu diesem Thema vorgehalten werden und bestehen dahin Kontakte? Gibt es eine Übersicht solcher Angebote in Ihrer Einrichtung?
- Denken Sie, dass es ein richtiger Ansatz ist, Diversität im Konzept der Einrichtung zu berücksichtigen?

ANGEBOTE/PERSONEN BEKANNT/BEWUSSTSEIN FÜR DAS THEMA

- Sehen Sie Bedarf für LGBTI-Angebote in Ihrer Einrichtung?
- Könnten LGBTI* Themen in die regulären Angebote integriert werden? Oder sollten spezifische Angebote gemacht werden? (ggf. in Form von Kooperationen)?
- Werden die Mitarbeiter*innen in Ihrer Einrichtung geschult in diesem Feld?
- Wie sollten solche Schulungen bestenfalls gestaltet werden (externe Angebote, Inhouse-Schulungen durch externe Anbieter)?
- Welche Mitarbeiter*innen sollten geschult werden?

KEINE BERÜHRUNGS- PUNKTE BISHER, ABER BEWUSSTSEIN FÜR THEMATISCHE RELEVANZ

- Sehen Sie Bedarf für LGBTI-Angebote in Ihrer Einrichtung?
- Könnten LGBTI* Themen in die regulären Angebote integriert werden? Oder sollten spezifische Angebote gemacht werden? (ggf. in Form von Kooperationen)?
- Sollten die Mitarbeiter*innen in Ihrer Einrichtung in diesem Feld geschult werden?
- Wie sollten solche Schulungen bestenfalls gestaltet werden (externe Angebote, Inhouse-Schulungen durch externe Anbieter)?
- Welche Mitarbeiter*innen sollten geschult werden?

KEINE BERÜHRUNGS- PUNKTE BISHER UND KEIN BEWUSSTSEIN FÜR THEMATISCHE RELEVANZ

- Wie kommen Sie zu dieser Einschätzung?

LITERATURVERZEICHNIS

Adorno, Theodor, W. (1986): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben.
Suhrkamp, Baden-Baden

Antidiskriminierungsstelle des Bundes: Wie viele Trans* Personen gibt es in Deutschland, Berlin,
www.antidiskriminierungsstelle.de/DE/ThemenUndForschung/Geschlecht/Themenjahr_2015/Trans/trans_node.html, letzter Zugriff: 30.08.2019

Biele Mefebue, Astrid; Jäntschi, Katharina; Bertram, Björn; Breyer, Wencke; Bührmann, Andrea D. (2018): „Und einfach überhaupt damit zu rechnen, dass in deiner Jugendgruppe Menschen sind, die queer sind“ – Jugendarbeit im Que(e)rchnitt. Landesjugendring Niedersachsen e.V./ Georg-August-Universität Göttingen, Institut für Diversitätsforschung (Hg.), Hannover

Debus, Katharina; Laumann, Vivien (2019): Glossar zu Begriffen geschlechtlicher und sexueller Vielfalt. Dissens – Institut für Bildung und Forschung e.V., Berlin,
interventionen.dissens.de/materialien/glossar.html#c342, letzter Zugriff 20.08.2019

Deveaux, Fred (2016): Dalia: Counting the LGBT population: 6% of Europeans identify as LGBT. Dalia Research GmbH, Berlin, daliaresearch.com/counting-the-lgbt-population-6-of-europeans-identify-as-lgbt/, letzter Zugriff 20.08.2019

Erdheim, Mario (1988): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozess, Suhrkamp, Wissenschaft, Frankfurt am Main

Fukuyama, Francis (2018): Gegen Identitätspolitik.
In: Der Spiegel Nr. 42, S. 118 - 125

Gerlach, Heiko; Schupp, Markus (2018): Bewusstseinskontexte und Identitätskonstruktionen homosexueller Frauen und Männer im Setting der Altenpflege – Ergebnisse einer Studie.
In: Pflege & Gesellschaft. Heft. 3, S. 197 - 211

Göth, Margret/ Jäger, Angela: Sicher out?! – Ergebnisse einer Kurzbefragung im November 2018 online unter: www.heidelberg.de/site/Heidelberg_ROOT/get/documents_E-172696825/heidelberg/Objektdatenbank/16/PDF/Diskriminierung/SICHER-OUT_Dokumentation_Web.pdf, Abruf: 12.08.2019

Hornscheidt, Lann (2018): „Wozu überhaupt Geschlechter. Könnte man Geschlechterzuschreibungen aus der Sprache entfernen? Ein Vorschlag.“
In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 294, 21. Dezember 2018, Feuilleton, S. 9

Keßler, Felix (2018): Bundestag beschließt Option zu drittem Geschlecht.
www.spiegel.de/politik/deutschland/drittes-geschlecht-bundestag-beschliesst-divers-als-option-im-geburtenregister-a-1243669.html, letzter Zugriff: 27.08.2019

Krell, Claudia; Oldemeier, Kerstin (2015): Coming-out – und dann...?!
Deutsches Jugendinstitut e. V. (Hg.), München

Kuckartz, Udo; Dresing, Thorsten; Rädiker, Stefan; Stefer, Claus (2008): Qualitative Evaluation. Der Einstieg in die Praxis. 2., aktualisierte Auflage, VS Verlag, Wiesbaden

Le Ker, Heike (2018): Transgender gilt nicht mehr als psychische Störung.
www.spiegel.de/gesundheit/diagnose/who-streicht-transgender-von-liste-der-psychischen-krankheiten-a-1213812.html, letzter Zugriff: 27.08.2019

Michèa, Jean-Claude (2014): Das Reich des kleineren Übels. Über die liberale Gesellschaft.
Matthes & Seitz, Berlin

Schmidt, Christiane (2009): Analyse von Leitfadeninterviews.
In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. Auflage, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg

Timmermanns, Stefan; Thomas, Peter Martin; Uhlmann, Christine (2017): Dass sich etwas ändert und sich was ändern kann. Ergebnisse der LSBT*Q-Jugendstudie „Wie leben lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Jugendliche in Hessen?“ Hessischer Jugendring e.V. (Hg.), Wiesbaden

Unterforsthuber, Andreas (2011): „Da bleibt noch viel zu tun...!“ Befragung von Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe zur Situation von lesbischen, schwulen und transgender Kindern, Jugendlichen und Eltern in München. Landeshauptstadt München, Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.), München

Vahland, Kia (2018): Götterkinder. Das Ende der zwei Geschlechter. Eine Spurensuche in Kulturgeschichte, Sprache und Geisteswissenschaften.
In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 294, 21. Dezember 2018, Feuilleton, S. 9

Witzel, Andreas (1985): Das problemzentrierte Interview.
In: Jüttemann, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder (S. 227 - 255), Beltz, Weinheim. nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssaoar-5630, letzter Zugriff: 20.08.2019





IMPRESSUM

„ALSO RÜHR‘ DAS JETZT NICHT AN, SONST WERDEN NOCH ALLE SCHWUL!“

Ergebnisse der Studie zu Bedarfen und Angeboten von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und inter* Adressat*innen aus Sicht der Kinder- und Jugendarbeit

FÖRDERUNG

Das Projekt wurde durch das Niedersächsische Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit finanziell unterstützt und ist Teil der Kampagne „Für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in Niedersachsen“

HERAUSGEBER*IN

Hochschule Hannover
Blumhardtstr. 2
30625 Hannover

AUTOR*INNEN

Maike Wagenaar
Barbara Hellige
Rebecca Nagel
unter Mitarbeit von Mirjam Dierkes

LAYOUT

Gelbe Garage Werbeagentur

1. AUFLAGE, 1000 EXEMPLARE

Hannover, August 2019

BILDQUELLEN

freepik.com, unsplash.com (tayla-kohler), istockphoto.com (nito100), stock.adobe.com



QN
Queeres Netzwerk
Niedersachsen e.V.

Für sexuelle und
geschlechtliche Vielfalt* in Niedersachsen



Gefördert aus Mitteln des Niedersächsischen
Ministeriums für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung